

Gerson Schade
Vorlesung Herodot und Thukydides
Berlin/Köln

Der Text der beiden klassischen griechischen Historiker Herodot und Thukydides umfasst nahezu 700 Druckseiten für den einen, etwas über 600 für den anderen. Das Werk des älteren ist vollständig erhalten, das Werk des jüngeren nicht, vermutlich fehlt etwa ein Drittel. Beide Autoren beschreiben in ihren Werken eine Folge von Ereignissen, die von größter Bedeutung für ihre eigene Lebenszeit war. Der ältere wurde geboren, als die Ereignisse ihren Lauf nahmen und konnte somit als erwachsener Mann die Folgen studieren, die die Ereignisse hatten. Der jüngere hat zunächst selbst an den Ereignissen teilgenommen, er war dann glücklos, wurde dispensiert und hat auf diese Weise Gelegenheit gefunden, seine Informationen zu sammeln und seine Beobachtungen anzustellen. Die von den beiden behandelten Szenen sind aber auf ganz verschiedene Art und Weise beschrieben.

Der ältere benutzt die von ihm beschriebene Haupthandlung mehr als einmal dazu, Exkurse anzulegen, Dinge zu beschreiben, die man nicht unbedingt bei einem Historiker vermuten und suchen würde. Es handelt sich um geographische, ethnologische, auch anthropologische Abhandlungen, die nur lose mit dem Strang der Haupterzählung verknüpft sind. Der ältere hat auch einen extrem langen Vorlauf, bis er zu den Hauptereignissen kommt.

Der jüngere sucht etwas anderes. Zunächst ist der Vorlauf deutlich kürzer und vor allem nicht bunt, sondern grau. Und dieser jüngere Autor bleibt, wenn er denn nach dem theoretischen Vorlauf mit seinem Thema begonnen hat, streng bei dessen Schilderung. Er bemüht sich dabei besonders um die Charakterisierung der Protagonisten. Dies gelingt ihm nicht durch Rückgriffe auf ihre jeweilige Biographie oder durch Beschreibungen des Milieus, in dem sie aufwuchsen oder sich bewegen, sondern er wählt die sprachlichen Äußerungen seiner Helden zu ihrer Charakterisierung. Die Reden dienen diesem Historiker als Vorwand für seine Analysen.

Beide Werke haben jeweils ein zentrales Thema, das die Schilderung zusammenhält, die einzelnen Szenen miteinander verbindet. Und die beiden Schriftsteller haben ein Motiv gesucht, das den Ereignissen gemeinsam ist und sie kennzeichnet vor anderen. Beide Autoren sind nicht bloße Chronisten, die irgendeinen Jahresbericht zusammenschreiben müssen, sondern haben einen gewissen Anspruch an sich selbst. Beide Historiker gehören zusammen, weil sie zwei grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten illustrieren, wie sich Geschichte beschreiben lässt: Der eine, ältere neigt eher dazu, Geschichten aneinanderzureihen, er schreckt nicht vor Allgemeinplätzen und Spruchweisheiten zurück, er erzählt anekdotal. Der andere, jüngere neigt eher dazu, Szenen aneinanderzureihen, in denen bedeutende Leute bedeutende Reden halten und bedeutende Momente kreieren, er erzählt monumental.

Beide Autoren sind von außerordentlicher Bedeutung – nicht nur, weil sie Ereignisse schildern, die von außerordentlicher Bedeutung waren, sondern weil sie einen Stil geschaffen haben, wie man Ereignisse schildern kann. Sie sind keine Biographen und keine Mentalitätshistoriker, sie schreiben keine Sittengeschichte oder sammeln *Varia Curiosa*.

Über Herodot ist wenig bekannt. Sein Geburtsdatum wird gemeinhin etwas vor 480 vor Christus angesetzt. Als sein Todesdatum wird eine mehr oder weniger plausible Zahl nach 431 angenommen. In diesem Jahr brach der peloponnesische Krieg aus, und einige Stellen bei Herodot lassen annehmen, dass er dies Ereignis erlebt hat:

In 6.71 wird der spartanische König Archidamos und seine Eheschließung erwähnt, der König, der im ersten Teil des peloponnesischen Krieges eine

bedeutende Rolle spielen und nach dem Thukydides auch den ersten Teil seines Werks bezeichnen wird.

In 7.137 wird der nicht enden wollende Zorn des Talthybios, des Herolds des Agamemnon, beschrieben, der wie ein Fluch über Sparta liegt und der sich „im Kriege der Peloponnesier und der Athener“, wie Herodot schreibt, noch einmal unheilvoll bemerkbar machen sollte.

In 7.233 werden die Thebaner genannt, die mit den Spartanern bei den Thermopylen kämpfen, verlieren und gefangen genommen werden. Von ihrem Anführer Leontiades heißt es, dass sein Sohn Eurymachos „später“ von den Plataiern erschlagen wird, als dieser versucht, Plataia zu besetzen – ein Ereignis zu Beginn des peloponnesischen Krieges.

In 9.73 schließlich wird Dekeleia erwähnt, jene Stadt, die „in dem letzten, erst lange Jahre danach zwischen den Athenern und den Peloponnesiern ausgebrochenen Kriege“ von den Spartanern nicht zerstört werden wird. Dekeleia hat – wie Archidamos dem ersten Teil – dem zweiten Teil des thukydideischen Werkes über den peloponnesischen Krieg den Namen gegeben.

Thukydides hat ebenfalls ein Hauptereignis seiner eigenen Epoche und eigenen Lebenszeit dargestellt. Es war der Krieg zwischen Athen und Sparta um die Vorherrschaft im Ägäisraum, der sich im letzten Drittel des fünften Jahrhunderts abspielt. Dasjenige Hauptereignis, das Herodot ins Zentrum seiner Darstellung stellt, sind die Perserkriege. Darunter versteht man den Angriff des Großkönigs Xerxes auf die griechischen Städte; die Reihe von Kämpfen ereignet sich im ersten Drittel des fünften Jahrhunderts.

Das Ende dieses Krieges markiert der Rückzug der Perser aus Griechenland im Jahre 479. Den Anfang des peloponnesischen Krieges markiert der Bruch des athenisch-spartanischen Vertrages im Jahre 431. Die dazwischenliegende Epoche umfasst fünfzig Jahre, und um einen Anschluss an seinen Vorgänger herzustellen hat Thukydides im ersten Buch seines Werkes einen Abriss dieser fünfzig Jahre verfasst, die sogenannte Pentekontaetie (pentekontaetía, I 89-96, 97-118.2).

An den wenigen zitierten Textausschnitten Herodots ist ersichtlich, wie weit Herodot in seinem Werk ausgreift. In zwei Textstellen werden die entscheidenden Stichwörter genannt, die Thukydides für seine Haupteinteilung verwenden wird – Archidamos und Dekeleia. Ein ebenso bedeutendes Ereignis des peloponnesischen Krieges, nämlich die Versuche, Plataia zu erobern, wird auch genannt. Die tragischen und unheilverkündenden Ereignisse in Plataia werden von Thukydides ausführlich gewürdigt werden.

Aber bei Herodot steht neben diesen *drei* Vorgriffen auf Späteres *ein* bemerkenswerter Rückgriff auf Früheres – die Geschichte vom Zorn des Talthybios. Über Talthybios ist nicht viel bekannt, außer, dass er versucht hat, den Mordanschlag auf Agamemnon zu verhindern, was ihm aber nicht gelang. Diese nicht unbedingt zentrale Figur nun ist der Herold des Agamemnon. Was die Geschichte bemerkenswert macht, ist die Tatsache, dass über jemanden aus dieser Geschichte berichtet wird, als wäre er eine historische Figur gewesen. Dies ist ein erstes Charakteristikum der herodoteischen Darstellung – es gibt bei Herodot keinen Unterschied zwischen Mythos und Historie.

Herodot wundert sich zwar 7.137 über das Ausmaß der Macht dieses Zornes. Aber es wird überhaupt nicht angezweifelt, dass es dieser Zorn war. Darüber hinaus ist sogar von „göttlicher Fügung“ die Rede – und genau das ist ein zweites Charakteristikum Herodots. Dieses Konzept, das Herodot ursächlich mit den Göttern in Verbindung gebracht hat, fehlt bei Thukydides. Und bei Thukydides wird auch deutlich zwischen Mythos und Historie geschieden.

Herodot wurde in Halikarnassos an der südwestlichen Küste Kleinasiens geboren. Die Siedlung war von Troizen aus gegründet worden, also im Wesentlichen dorisch. Halikarnass hat sogar einem dorischen so genannten Sechsstädteverband angehört, war aber zur Zeit des Herodot aus diesem ausgeschlossen. Schon früh müssen in die Stadt ionische Elemente eingedrungen sein, wie es Inschriften in diesem Dialekt zeigen, die aus dem 5. Jahrhundert stammen.

Herodots Vater hieß Lyxes; über ihn ist nichts weiter bekannt. Ein Panyassis scheint Herodots Onkel gewesen zu sein; von Panyassis weiß man immerhin, dass er epische Gedichte verfasst hat, die aber nicht erhalten sind.

Als Herodot aufwuchs, herrschte in Halikarnass eine Tyrannis, und eine ihrer bedeutendsten Figuren war eine Frau. Sie hieß Artemisia und leistete dem Perserkönig Xerxes bei seinem Zug gegen Griechenland treue Gefolgschaft. Herodot spricht in seinem Werk von ihr mit spürbarer Hochachtung.

Die Tyrannis in Halikarnass, wo der Sohn der Artemisia, Lygdamis, herrschte, wird ihrerseits gestürzt, wohl um 454. Herodot lebt dann einige Zeit auf Samos, gelangt aber schließlich ins unteritalische Thurioi 444/443. Ob Herodot sich schon an der Ausfahrt zur Gründung beteiligte oder später dorthin übersiedelte, ist nicht überliefert. Auf jeden Fall hat er das Bürgerrecht erworben, er erscheint deshalb nicht nur als ‚Herodot aus Halikarnass‘, sondern auch gelegentlich als ‚Herodot aus Thurioi‘.

In die Zeit zwischen den Sturz des Lygdamis 454 und der Einbürgerung in Thurioi zehn Jahre später werden gewöhnlich jene Reisen datiert, die für die Entwicklung Herodots und die Entstehung seines Werkes entscheidend gewesen sind. Zwei große Unternehmungen werden angenommen: Eine Reise hat Herodot nach Ägypten geführt, wo er sich einige Zeit aufhielt und von wo er nach Phönikien und Mesopotamien weiterfuhr (also durch das heutige Syrien in den Irak). Eine andere Reise wird man für das Gebiet der Skythen annehmen, und womöglich ist Herodot von Olbia aus gereist (an der Mündung des Hypanis, heute der Bug, ins Schwarze Meer).

Anhaltspunkte für eine Chronologie gibt es gerade mal einen: Als die Perser Ägypten erobern kommt es zu einer Schlacht bei Pelusion, an der Nilmündung (3.10). Herodot besichtigt dieses Schlachtfeld später und vergleicht die Härte der Totenköpfe. In dieser Passage erklärt er, die Schädel der Perser seien so schwach (3.12), „dass man schon mit einem kleinen Steinchen ein Loch hineinwerfen, die der Ägypter aber so hart, dass man sie mit einem Stein kaum entzweischlagen kann.“ Die Passage schließt mit Herodots Erklärung, dass er Ähnliches an den Persern beobachtet habe, die in der Schlacht der Perser gegen die Libyer bei Papremis umgekommen seien – und diese Schlacht war 460 vor Christus. Es ist nicht zwingend, aber doch nahe liegend anzunehmen, dass Herodot sich in Ägypten an ein früheres Erlebnis gleicher Art erinnert hat – und die Reise oder die Reisen nach Ägypten entsprechend später stattgefunden hat.

Um die biographischen Informationen zu Herodot abzuschließen, sei noch hinzugefügt, dass Herodot auch in Athen war. Sophokles hat ihm ein Gedicht gewidmet, das dieser Tragiker nach seiner eigenen Angabe im 55. Lebensjahre (das wäre um 440) dem Freunde schrieb. Angeblich hat Herodot von den Athenern einen Ehrensold von zehn Talenten erhalten, vielleicht für eine öffentliche Lesung aus seinem Werk. So gut wie nichts weiß man von den letzten Lebensjahren des Historikers. Nicht einmal, ob er von Thurioi nach Athen zurückkehrte, ist bekannt. Den Ausbruch des peloponnesischen Krieges hat er noch erlebt, wie es die erwähnten Stellen zeigen. Ist die Voraussetzung richtig, dass er bis nahe an sein Lebensende an seinem Werk gearbeitet hat, dann ist auch sein Tod in diese

Anfangszeit des peloponnesischen Krieges zu setzen. Für die Entstehungsgeschichte des Werks aber ergeben sich aus Stellen wie den angeführten keine sicheren Daten, denn in diesem und allen ähnlichen Fällen ist mit der Möglichkeit späterer Einarbeitungen zu rechnen.

Für das Leben des Thukydides gibt es mehrere Quellen, deren Zuverlässigkeit aber fraglich ist. Es gibt zwei handschriftliche Biographien. Die umfangreichere von beiden läuft unter dem Namen des Marcellinus, und es handelt sich um eine Kompilation verschiedener Quellen. In der Einleitung steht, dass der Text eine Vorlesung war, die in der Rhetorenschule Thukydides auf Demosthenes folgen ließ. Thukydides hat also im antiken Rhetorikunterricht eine bedeutende Rolle gespielt hat. Er wurde als Schulautor eingesetzt, seine Texte sollten den Schülern als Vorbild für den eigenen Stil dienen. Diese Stellung unterscheidet Thukydides von Herodot, von dem solche pädagogischen Instrumentalisierungen nicht bekannt sind. Die Stellung des Thukydides ist jedoch nicht unumstritten gewesen. Einer der bedeutendsten antiken griechischen Rhetoriklehrer, Dionys von Halikarnass, polemisiert in seinen Schriften mehr als einmal gegen Thukydides als Stilvorbild und preist im Gegenzug Herodot.

Zu den weiteren Quellen der Thukydides-Biographie gehört ein Stück aus einer Biographiensammlung auf Papyrus, offensichtlich so etwas wie eine Sammlung von Kurzbiographien berühmter Schriftsteller. Und Thukydides war so bedeutend, dass ihm ein rhetorisches Enkómion gewidmet ist. Schließlich gibt es noch einen Thukydides-Eintrag in der Suda. Nichts jedoch von dem, was die angeführten Quellen bieten, hält einer kritischen Überprüfung stand. Es ist nicht klar, woher die angeblichen Informationen stammen, die sich angegeben finden.

Am Schluss der Ausführungen zu Herodot war kurz von den späteren Einarbeitungen die Rede, den sogenannten Interpolationen. Die Frage hängt natürlich mit der Komposition der Werke insgesamt zusammen. Soll man sich vorstellen, dass die Werke in einem Stück geschrieben wurden, oder nach und nach, vielleicht spätere Passagen vor solchen, die vorher im Werk begegnen? Sind einzelne Teil separat entstanden und dann eingefügt worden? Solche und ähnliche Fragen stellen sich. Beantworten lassen sich solche Fragen – mangels Quellen – aber nicht.

Im ersten Satz des Prooimions macht Thukydides aber eine Angabe, die von Wert sein wird, wenn man den Punkt der schichtenweisen Entstehung des Werkes wenigstens problematisieren möchte. In 1.1.1 heißt es, dass Thukydides gleich bei Kriegsbeginn mit der Abfassung begonnen habe, da er die Bedeutung dieses Ringens und seine alles Frühere übersteigenden Ausmaße erkannte. Im zweiten Prooimion spricht Thukydides davon (5.26.5), dass er die siebenundzwanzig Jahre des großen Krieges in einem Alter miterlebte, das ihn zu genauer Aufnahme des Geschehens befähigte. Dort liest man auch, dass er nach dem Kommando, das er 424 in den Kämpfen um Amphipolis bekleidete, zwanzig Jahre die Heimat meiden musste.

Die Gründe, warum ihn die Verbannung traf, aus der er erst nach dem Sturze Athens heimkehren konnte, erzählt er in einem früheren Abschnitt (4.104sq.). Als Thukydides im Jahre 424 in das Kollegium der zehn Strategen gewählt wurde und zusammen mit Eukles die Aufgabe erhielt, Athens Positionen in der nördlichen Ägäis zu sichern, ahnte niemand, dass es dort zu folgenreichen Entscheidungen kommen würde. Der spartanische Feldherr Brasidas war in einem Landmarsch durch ganz Griechenland überraschend in der Chalkidike aufgetaucht und bedrohte athenische Verbündete. Als Brasidas Amphipolis im Mündungsgebiet des Strymon angriff, eilte Thukydides von Thasos mit seinen sieben Schiffen zu Hilfe. Aber er kam zu spät.

Brasidas hatte die Stadt schon eingenommen. Wer auch immer auf athenischer Seite Schuld trug an dem missglückten Unternehmen – Thukydides wurde bestraft und in die Verbannung geschickt.

In seinem Bericht spricht Thukydides von dem Einfluss, den er in diesen Gebieten als Besitzer thrakischer Goldminen hatte. Möglicherweise wurde er deswegen mit dem Kommando in diesem Raum betraut.

Eine weitere Einzelheit für die Biographie des Thukydides lässt sich aus der Angabe gewinnen (2.48.3), dass jene furchtbare Seuche des Jahres 430 auch ihn heimgesucht hat.

Das waren die sicheren Angaben zur Biographie des Thukydides. Man kann aber noch ein wenig spekulieren: Wenn Thukydides 431 bei Kriegsausbruch ein junger Mann war, andererseits aber 424 bei seiner Wahl zum Strategen sicherlich zumindest das dritte Lebensjahrzehnt hinter sich hatte, kommt man mit seiner Geburt auf die Jahre um 460. Der Name des Thukydides ist thrakischer Herkunft; das passt zu den thrakischen Goldminen, die ihm gehörten. Thukydides hatte einen Namensvetter, mit dem er auch verwandt war; dieser Thukydides scheint ein prominenter Gegner des Perikles gewesen zu sein, der ihn verbannen ließ (wie Plutarch in seiner Biographie des Perikles c. 11 schreibt). Man kann also vorsichtig formulieren, dass Thukydides durch seine Herkunft in enger Beziehung stand zu den führenden konservativen Kreisen Athens. Aber das bleibt Spekulation, und noch spekulativer ist, ob Thukydides ein eventuelles anti-demokratisches Ressentiment in seinem Werk zum Ausdruck bringt.

*

Herodot und Thukydides schildern die beiden Hauptereignisse der Geschichte ihres Jahrhunderts. Zum einen sind dies die Abwehrkämpfe der vereinigten griechischen Streitkräfte gegen die riesige persische Armee im ersten Drittel des fünften Jahrhunderts. Die griechischen Bemühungen scheinen aussichtslos angesichts der großen Zahl von persischen Soldaten. Aber trotzdem gelingt es, die Perser zurückzudrängen. Zum anderen handelt es sich um die extrem heftigen ‚Bruderkämpfe‘ zwischen den einst miteinander verbündeten Griechen. Dieser zweite Krieg im fünften Jahrhundert, der peloponnesische Krieg, zeigt die beiden Hauptprotagonisten des ersten Krieges, der Perserkriege, wie sie gegeneinander antreten. Sie werden einander vernichten, die Athener werden untergehen, siegen werden die Spartaner. Aber sie können nur siegen, indem sie sich mit dem Erzfeind aus dem ersten Krieg, den Persern, verbünden.

Zum Panorama der Zeit gehört die griechische Kolonisation. Sie ist die Voraussetzung für den ökonomischen Aufschwung, den die Gründerstädte nehmen. Der Handel intensiviert sich, Wohlstand kann entstehen. Man muss Streitkräfte unterhalten, regelmäßige Verkehrsmittel schaffen, um die Verbindungen zwischen Kolonie und Mutterstadt zu unterhalten. Zudem ist die Tyrannis zu nennen. Sie ermöglicht eine entsprechende Ausrichtung der Politik in den einzelnen Städten. Tyrannen haben die eine wesentliche Eigenschaft, ihre Macht zu sichern und zu mehren, mit allen Mitteln.

Das Werk Herodots ist in seiner Fülle schwer zu überschauen und noch schwerer zu würdigen. Der lange Vorlauf, die Fülle an Abschweifungen, das Interesse für nicht direkt historische Angelegenheiten – all das führt zu einem bemerkenswerten Durcheinander. Die Einschätzung Herodots schwankt auch dementsprechend. Zahlreiche Forscher haben sich das eine oder andere Element aus der riesigen Stofffülle herausgenommen, es isoliert betrachtet, nach Similien

gesucht – und ein entsprechend homogenes Bild Herodots geliefert, das natürlich nicht der Komplexität gerecht wird.

Herodot ist entsprechend mal ein etwas leichtherziger Geschichtenerzähler, der mehr oder weniger alles wiedergibt, was man ihm so erzählt hat. Mal erscheint Herodot aber auch als ein eher nachdenklicher Betrachter der von ihm geschilderten Episoden.

Als Beispiel für die erste Interpretation lässt sich die erwähnte Episode mit den Totenschädeln anführen (3.10-12), in der behauptet wurde, die persischen Totenköpfe seien weicher als die ägyptischen. Eine an und für sich unwahrscheinliche Episode, der Herodot aber breiten Raum widmet. Als Beispiel für die andere Interpretation, die in Herodot einen ernsten Mann sieht, lässt sich auf den Schluss des herodoteischen Geschichtswerks verweisen.

Die Situation ist folgende: Die Perser ziehen sich zurück, und die Griechen setzen nach. Die Szene (9.115) spielt in Sestos, auf der nördlichen Seite des Hellespont, gegenüber liegt Abydos. Der Hellespont spielt im herodoteischen Geschichtswerk eine bedeutende Rolle. Xerxes lässt den Hellespont mit einer Brücke zu einem Landweg für seine große Armee machen. Jetzt sind die Griechen dort angelangt, die Brücke existiert nicht mehr, und die Perser werden davongejagt. Ein symbolträchtiger Ort für ein Finale.

Kaum ist aber die Szene skizziert, greift Herodot weit aus und erzählt die Geschichte des Statthalters Artayktes in 9.116. Der hatte einst Xerxes belogen und sich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen das Haus eines reichen Griechen schenken lassen. Den Schatz dieses Griechen reißt Artayktes an sich, ja er frönt sogar der Unzucht in diesem Haus, das sich in der Nähe eines Heiligtums befindet.

Ohne jeden Konnex wird nach dieser Episode – die recht klischeehaft geraten ist – wieder in die Gegenwart zurückgeführt. Die Not der Belagerung wird geschildert in 9.117. Artayktes lässt seine Leute im Stich und flieht (9.118). Er flieht nicht allein, sondern zusammen mit Oiobazos; der wird von seinen Feinden gleich gefangen und geopfert (9.119). Artayktes dagegen wird zwar gefangen genommen, bleibt aber am Leben. Jetzt kommt eine typische herodoteische Episode: Der Wächter des Artayktes macht sich etwas zu essen, und die Fische, die er sich brät, fangen auf dem Feuer an zu zappeln und zu springen, als wären sie eben erst gefangen (9.120). Ein solch bizarres Detail erfordert eine Deutung, und Artayktes kann es seinem Wärter erklären. Der von Artayktes zu Unrecht beraubte Grieche mache sich auf diese Weise bemerkbar. Es handelt sich um eine jener Wundergeschichten, wie sie bei Herodot sehr oft begegnet (und bei Thukydides fast nie).

Die von Artayktes zu seiner Entsühnung angebotene Geldsumme reicht aber nicht aus – er wird gekreuzigt. Vorher wird sein Sohn noch vor seinen Augen gesteinigt werden. Den Abschluss dieser Geschichte bildet ein weiteres Detail: Die Halteseile der von Xerxes errichteten Brücke über den Hellespont nehmen die Griechen mit, um sie als Weihgeschenke in ihren Tempeln aufzuhängen (9.121).

Jetzt erst kommt der wesentliche Punkt: Ein Vorfahr dieses gekreuzigten Artayktes war ein Artembares, der Kyros einen Vorschlag gemacht hatte (9.122), nämlich den, die Welt zu erobern und sich von aller Welt noch mehr bewundern zu lassen. Der Großkönig Kyros antwortet darauf skeptisch und zurückhaltend. Die Perser folgen dann auch dem Kyros und verwerfen ihr Vorhaben, „weil sie lieber in ihrer armen Heimat über andere herrschen als in dem reichsten Lande von anderen beherrscht werden wollten.“

Der Grund für die beiden Interpretationen von Herodot als Gesamtfigur ist deutlich. Auf der einen Seite begegnen die nicht ganz seriösen Geschichten mit zappelnden Fischen, die auch ein bizarres heiteres Kolorit in diese Szene bringen,

an deren Ende der Mann gekreuzigt werden wird. Das ist sehr befremdlich und vor allem ein deutlicher Wechsel des Tons. Auf der anderen Seite finden sich ernste, nachdenklich stimmende Episoden, wie diese von Kyros, der zur Zurückhaltung mahnt, nachdem Herodot neun Bücher lang die Folgen der persischen Expansionspolitik geschildert hat – eine Expansionspolitik, die Kyros eingeleitet und begründet hat.

Diese Tatsache scheint dem Werk den Charakter einer Ringkomposition zu geben, ihm eine gewisse Geschlossenheit zu verleihen. Das mag so sein, aber der Anschluß an Kyros ist ganz äußerlich hergestellt. Über den letzten getöteten prominenten Perser wird auf einen Vorfahren von ihm Bezug genommen, der einstens Kyros gesagt haben soll usw. usf. Und Kyros sagt am Ende das Gegenteil von dem, was er am Anfang des herodoteischen Geschichtswerks tut. Der Schluss des herodoteischen Geschichtswerks ist also nicht eigentlich befriedigend.

Das Werk beginnt mit einem programmatischen Einleitungssatz, der ungefähr das zu leisten hat, was heute ein Buchtitel verkündet. Wir erfahren den Namen und die Heimat des Autors, dazu seine Absicht, das Geschehene und die Leistungen der Menschen dem Gedächtnis zu bewahren. Am Schluss steht die besondere Angabe, dass von der Ursache des Krieges zwischen den Hellenen und Barbaren die Rede sein soll: „besonders aber hat er (sc. Herodot) erforscht, weshalb sie gegeneinander Krieg führten.“

Tatsächlich bildet ein Mythos für Herodot auf den ersten Seiten seines Werkes die Vorgeschichte der Perserkriege. (Und bei Thukydides wird von solchen Geschichten nicht viel zu hören sein.) Die erste Überraschung ist die, dass sich Herodot dafür bei „persischen Geschichtskundigen“ Rat geholt hat. Man fragt sich, wie das vor sich gegangen ist. Herodot muss, wenn er die Wahrheit sagt, mit diesen Leuten in Kontakt getreten sein und einen Dolmetscher gehabt haben. Und seine Gesprächspartner müssen recht bewandert gewesen sein in griechischer Mythologie oder, in Herodots Begriffen wohl eher, Frühgeschichte.

Aber die nächste Überraschung folgt sofort: Diese Perser nämlich behaupten, schuld an dem Streit seien die Phönizier. Diese Händler hätten nämlich bei einer ihrer ökonomischen Transaktionen die *contenance* verloren und in diesem Zusammenhang eine Frau geraubt. Einige Frauen sind da mitgenommen worden, namentlich erwähnt wird eine Io, die Tochter des Königs Inachos in Argos (1.1). „Irgendwelche Griechen“ (heißt es dann) hätten später im Lande der Phoiniker die Europa geraubt, ebenfalls die Tochter eines Königs. Damit wäre nur „Gleiches mit Gleichem vergolten“ worden. Die Episode soll sich in Tyros abgespielt haben, in Phönikien. Danach aber hätten sich die Griechen wieder ins Unrecht gesetzt als sie Medeia raubten. Diese Tochter des Königs Aietes von Kolchis will der Vater zurückhaben, aber die Griechen antworten frech, sie ihrerseits hätten auch keine Io zurückerhalten (1.2). Bei Herodot kommt jetzt der nächste Frauenraub, diesmal ist wieder eine Griechin dran – und es ist niemand anders als Helena. Den Griechen, die sie wiederhaben wollen, wird mitgeteilt, dass da nichts zu machen sei. Für Medeia habe es schließlich auch keine Entschädigung gegeben (1.3). Das ganze Hin und Her nimmt an diesem Punkt aber eine andere Dimension an. Bisher waren das nur „gegenseitige Räubereien“. Jetzt jedoch „hätten die Griechen große Schuld auf sich geladen; denn sie seien eher mit einem Heere nach Asien gezogen als die Perser nach Europa.“ Die Griechen seien also schuld daran, dass sich die Perser später mit ihrem Eroberungsfeldzug an ihnen rächen wollten. Die phantastische These wird noch ein wenig untermauert: Die Perser nämlich sind zwar der Meinung, dass das mit den Frauendiebstählen nicht so ganz in Ordnung ist, aber deswegen eine größere Aktion zu starten, halten sie für übertrieben mit dem Argument: „denn

sicherlich wären sie (sc. die Frauen) nicht entführt worden, wenn sie es nicht selbst gewollt hätten. Sie in Asien, sagen die Perser, hätten sich auch nie etwas daraus gemacht, wenn Weiber entführt worden wären, die Griechen aber hätten eines lakedaimonischen Weibes wegen (sc. Helena, die aus Sparta stammt) gleich ein großes Heer aufgeboden und in Asien das Reich des Priamos zerstört.“ (1.4)

Dies ist die persische Version. Die phönizische Version ist auch in dieser Richtung. Da wird behauptet, Io, die erste, wegen der der ganze Reigen ausgebrochen sei, sei gar nicht entführt worden, sondern, vom phönizischen Kapitän geschwängert, habe sie sich geschämt, wieder nach Hause zu gehen und sei freiwillig abgereist. „Das sagen die Perser, dies die Phoiniker.“ Mit diesen Worten beschließt Herodot sein Referat. Er selber enthält sich eines Urteils: „Ich lasse es dahingestellt, ob es so oder anders gewesen ist.“ Stattdessen bricht Herodot ab und erzählt etwas anderes.

Der ganze mythologische Vorlauf wird beendet mit einem *non liquet* – ‚ist nicht klar‘. Damit wird nicht der mythologische Vorlauf in Frage gestellt, das wäre ein Missverständnis. Skeptisch beurteilt wird von Herodot nur die Frage der Motivation, des Hintergrundes der Ausgangstat, des ersten Ereignisses. Dieser Raub der Io liegt weit zurück. Man kann ja nachrechnen: Der trojanische Krieg war irgendwann früher, das wird nicht näher bestimmt; auf jeden Fall „zwei Menschenalter später“ (1.3) als die Argonautenfahrt – das ist die Medeia-Geschichte. Und *davor* war die Io-Geschichte, deren Raub ja mit dem der Medeia gesühnt werden sollte. Das ist in der Tat lange her, und man wird Herodot keinen Vorwurf daraus machen können, dass er keine Zeitzeugen mehr befragen konnte.

Thukydides wird einen solchen Vorlauf seinen Lesern nicht mehr anbieten. Man darf annehmen, dass Thukydides modernere, skeptische Überlegungen nicht fremd waren.

Bei Herodot ist dann übergangslos die Rede davon, dass er den Mann nennen will, „von dem ich weiß, dass er zuerst gegen die Griechen feindselig aufgetreten ist.“ Hier ist vom „Wissen“ die Rede – und das scheint für Herodot schon eine eigene Kategorie gewesen zu sein. Es folgt eine gnomische Betrachtung (am Ende von 1.5): „Denn viele Städte, die vormals groß waren, sind klein geworden, und viele zu meiner Zeit große waren früher klein. Da ich weiß, dass menschliches Glück keinen Bestand hat, werde ich beide auf gleiche Weise erwähnen.“

Wieder wechselt der Ton: Auf halbseidenes maschilistisches Geschwätz über Frauen folgt erhabene Gnomik. Beides wird vorgetragen, ohne den Leser vorzubereiten, ohne als Autor den Stellenwert der eigenen Äußerungen zu gewichten. Man sieht schon jetzt die Gründe, warum sich von dieser proteushaften Gestalt Herodot kein sicheres Bild gewinnen lässt.

*

Im Folgenden beginnt bei Herodot die eigentliche ‚historische‘ Vorgeschichte der Perserkriege des fünften Jahrhunderts. Diese Vorgeschichte beginnt mit Kroisos, von dem Herodot sagt: „Dieser Kroisos war meines Wissens der erste Barbar, welcher die Griechen zum Teil unterwarf und tributpflichtig machte, mit den anderen aber sich verbündete.“ Und kurz darauf: „Vor Kroisos' Herrschaft aber waren alle Griechen frei“ (1.6). Es folgt der Auftakt von 1.7: „Die Herrschaft, welcher früher im Besitz der Herakleiden gewesen war, gelangte aber auf folgende Weise an das Geschlecht des Kroisos, die sogenannten Mermnaden.“

Um nicht den Überblick verlieren: Kroisos ist König der *Lyder*, nicht der Perser. Aber die Perser werden diesen Mann absetzen und sein Königtum ihrem Reich

einverleiben. Damit erst werden sie die unmittelbaren Nachbarn und Unterdrücker der Griechen, und der, der das tun wird, heißt Kyros. Und erst mit ihm beginnt die Geschichte der Perser, die Herodot erzählen wird. Das ist aber erst ab 1.95 – bis dahin kommt, nach dem mythologischen Vorlauf in 1.1-5, noch ein lydischer Vorlauf, der sogenannte lydische Logos, der von 1.6 bis 1.94 reicht. Dann erst, in 1.95, heißt es: „Ich komme nun darauf, wer dieser Kyros war, der das Reich des Kroisos zerstörte, und wie die Perser Herren in Asien wurden.“

Eine Inhaltsangabe zu Herodot zeigt also die wichtige Zweiteilung des herodoteischen Textes in Haupttext und Exkurse. Darüber hinaus können die Exkurse, ebenso wie die Haupthandlung, ihrerseits wieder Exkurse enthalten.

Für den bereits vorgestellten Text Herodots lässt sich das leicht nachvollziehen. Nach dem Prooimion 1.1-5 folgen als Haupthandlung die Abschnitte des Textes, die sich tatsächlich mit der Vorrede beschäftigen. Als Exkurs fungiert der mythologische Teil, der die mythologischen ‚Gründe‘ – wenn man das Gründe nennen will – in der persischen Version darstellt. Der Exkurs im Exkurs ist dann diese phönizische Sondervariante der Io-Geschichte, dass Io gar nicht unfreiwillig mitgeht, sondern sich gerne ‚entführen‘ lässt. Die Exkurse sind also gelegentlich länger als der Haupttext – zumindest am Anfang des Werks.

Jetzt kommt die lydische Geschichte – weil es der König der Lyder, Kroisos, war, der die Griechen als erste um ihre Freiheit brachte. Kaum ist das Thema genannt, beginnt der erste Exkurs, in dem die Vorgänger des Kroisos genannt werden. Dieser Wechsel von Haupterzählung und Exkurs geht im lydischen Teil immer so weiter. Der lydische Teil endet in 1.94. In 1.95 nämlich betritt der erste Perserkönig, Kyros, die Szene. Die Geschichte des Kyros wird im Folgenden geschildert.

Nach einer kurzen Übersicht über die Sitten der Perser, die ‚nomoi‘ der Perser in 1.131-140, folgt der Teil, der für die Griechen von besonderem Interesse ist: Die Unterwerfung der griechischen Städte im kleinasiatischen Ionien. Das erste Buch endet mit dem Tod des Kyros. Das zweite Buch beginnt mit der Schilderung seines Nachfolgers Kambyses. Dieser Kambyses bekommt aber erstmal nur einen Absatz – und dann beginnt der längste Exkurs überhaupt in Herodots Werk, der über Ägypten. Das gesamte zweite Buch Herodots ist Ägypten gewidmet, und erst am Anfang des dritten Buches wird Herodot wieder auf Kambyses zurückkommen. Der Punkt, der Herodot diese Darstellungsweise gewissermaßen ermöglicht, ist der zu Beginn von Buch 2 geplante ägyptische Feldzug des Kambyses, den Kambyses zu Beginn von Buch 3 endlich auch starten wird. Einen solch langen Exkurs wird es nicht mehr geben bei Herodot.

Die Persönlichkeit des Kambyses wird dann im dritten Buch dargestellt. Kambyses leidet an einer psychischen Krankheit, und die Regelung seiner Nachfolge verläuft entsprechend. Es gibt da jemanden, der sich fälschlich zum Nachfolger ausrufen lässt – der so genannte Lügenkönig Smerdis, der von Dareios beseitigt werden wird.

Der Übergang von Kambyses auf Dareios ist also nicht der von Vater zum Sohn, wie es bei Kyros und Kambyses der Fall war. In 3.61-87 begegnen entsprechend die Erhebung der Magier und ein falscher Smerdis.

Dareios verfolgt eine straffe Expansionspolitik. Besonders die Skythen trifft es, und er startet einen großen Feldzug. Dies gibt Herodot die Gelegenheit zu seinem, nach dem ägyptischen, zweitlängsten Exkurs: 4.5-82 behandelt die Sitten der Skythen.

Dareios ist auch derjenige, der den Feldzug gegen die Griechen schon einmal plant. Er wird nicht mehr dazu kommen, aber sein Sohn Xerxes wird den Krieg schließlich losbrechen lassen.

In der Darstellung Herodots werden die Exkurse immer weniger und kürzer, je mehr die Handlung zur Sache selbst kommt, den Kriegen gegen Hellas. Wenn es schließlich von Xerxes heißt, dass er anfangs eigentlich gar nicht geneigt war, gegen die Griechen zu Felde zu ziehen (7.19-21), dann aber doch rüsten lässt, fallen die Exkurse in der Darstellung kaum noch ins Gewicht. Die Darstellung der Haupthandlung selbst nämlich verlangt den ganzen Raum. Die großen ethnologischen Ausführungen zu den Wundern, die man andernorts erleben kann, haben bei der packenden, aktionsreichen Handlung nichts mehr verloren.

Herodots Ausführungen beginnen mit Kroisos und seinen Vorgängern. Das Herrschergeschlecht, dem Kroisos entstammt, kommt mit Gyges an die Macht, der seinen Vorgänger umbringt. Gyges soll dafür bestraft werden und nicht König bleiben – aber das Orakel, das befragt wird, bestätigt ihn als König. Das Orakel sagt aber auch, dass „im fünften Glied der Nachkommenschaft“ das Herrschergeschlecht des getöteten Königs Kandaules gerächt werden würde (1.13). Und das wird es ja auch. Der fünfte nach Gyges ist Kroisos – dazwischen sind Ardys (1.15), Sadyattes und Alyattes (1.16); und Kroisos wird von Kyros entmachtet werden.

Die Geschichte, wie alles begann, also die Geschichte von Gyges und Kandaules (1.8-12) ist eine der klassischen Novellen Herodots. Kandaules heißt der letzte König aus dem Geschlecht der Herakliden, die ihre Abkommenschaft auf Herakles zurückführen. Herodot rechnet vor, dass 22 Menschenalter lang, also 505 Jahre, „die Herrschaft immer vom Vater auf den Sohn übergang bis auf Kandaules“ (1.7fin.).

Dieser Kandaules war außerordentlich in seine Frau verliebt. Er glaubte, die schönste Frau der Welt zu besitzen. Unter seinen Leibwächtern befand sich einer namens Gyges, dem er die wichtigsten Dinge anvertraute. Wie es so geht, unterhalten sich dann Kandaules und Gyges über dies und jenes, und Kandaules möchte dem Gyges einmal seine Frau zeigen, und dies auch noch nackt. Gyges erschrickt außerordentlich und weist das Ansinnen von sich. Er verweist auf den Grundsatz, dass „jeder nur das sehe, was ihm gehört“ (1.8). Gyges hat natürlich Angst, dass ihm etwas zustoßen könnte, dass ihn, wenn er den Vorschlag des Kandaules annimmt, irgendetwas Unangenehmes trifft. Kandaules aber beruhigt ihn und versichert dem Gyges, dass die Frau es gar nicht bemerken werde, wenn Gyges sie sähe. Kandaules sagt dem Gyges also, stell dich hinter die Tür, wenn sie kommt, schau sie dir an und schleich dich hinaus, „ohne dass sie dich sieht“ (1.9fin.).

Gyges muss gehorchen. Er wird etwas sehen, was sicher sehenswert ist, aber es könnte auch das letzte Mal sein, dass er überhaupt etwas sieht. Er scheint ja überhaupt misstrauisch zu sein, vielleicht mehr sogar, als ein Leibwächter für gewöhnlich misstrauisch sein muss. Das lässt sich seinem Zögern entnehmen. Aber er kann seinem Chef nichts abschlagen; das könnte dann auch das letzte Mal gewesen sein, dass Gyges von Kandaules gefragt worden wäre. Sollte er aber die Situation überleben, dann hat er vielleicht etwas gesehen, was er gerne haben möchte. Auch das könnte dramatische Folgen haben – diesmal für Kandaules, der ja vor Attacken ausgerechnet seines Leibwächters sehr schlecht geschützt ist.

Die Frau des Kandaules bemerkt natürlich den Gyges. Aber sie beherrscht sich, sie zeigt keine Reaktion; sie „ließ sich überhaupt nichts anmerken, nahm sich aber vor, sich dafür an Kandaules zu rächen.“ Es ist eben eine zu große Schande, nackt gesehen zu werden (1.10fin.). In der Nacht sinnt die Königin auf Rache. Wie ließe sich so eine Schmach sühnen? Nun, letzten Endes nur durch den Tod des

einen oder des anderen. Denn es darf nicht zwei geben, die dieselbe Frau nackt gesehen haben. Aber wen wird sie fragen, sie zu rächen? Ihren Mann Kandaules oder diesen Knecht Gyges? Für wen wird sie sich entscheiden, für den Alten oder für den Jungen?

Am nächsten Morgen bestellt die Königin den Gyges und stellt ihn vor die Wahl: „Jetzt stehen dir zwei Wege offen, Gyges, und ich lasse dir zwischen beiden die Wahl.“ In Wirklichkeit gibt es keine Alternative – eine von den beiden Möglichkeiten kann ja nur der Tod des Gyges sein. So ist es auch: „Entweder musst du Kandaules töten und mein Mann und König der Lyder werden oder auf der Stelle sterben, damit du nicht in deinem blinden Gehorsam gegenüber Kandaules auch in Zukunft siehst, was du nicht sehen sollst.“ Gyges begreift noch nicht sofort den Ernst der Lage, aber letzten Endes dämmert es ihm. Ist Gyges wirklich so dumm, oder tut er nur so? Hat er wirklich Angst, oder hat die Königin nicht doch eine gewisse Ausstrahlung, die es dem Gyges erleichtert, den König umzubringen? Gyges willigt ein (1.11fin.) und er ersticht Kandaules im Schlaf (1.12). „So wurde Gyges König“ heißt es dann in 1.13.

Um es kurz zu rekapitulieren: Es gibt drei Protagonisten. Zwei Männer, die unterschiedlicher nicht sein könnten, und die das Schicksal zusammen gebracht hat. Und eine Frau, die die Fäden in der Hand hält. Das ist eine klassische dramatische Situation; die Handlung schreitet auch wie in einem Drama voran.

Ein Textzusatz bei Herodot soll noch kurz diskutiert werden: Das Subjekt des letzten Satzes von 1.12 ist Gyges. Das steht *jetzt* im Text ziemlich in der Mitte, und es folgt noch ein Relativsatz. Der Relativsatz wird angeschlossen mit der ionischen Form des Relativpronomens (tou statt attisch hou). Der Satz lautet: „... Gyges, dessen auch Archilochos von Paros, der zur selben Zeit lebte, im iambischen Trimeter gedenkt.“

Eine solche Angabe ist bei Herodot ungewöhnlich. Wenn ein dichterisches Werk zitiert wird, dann sind es epische Texte, Homer, die Kyprien, die Epigonoï, Hesiod, und später, anlässlich der Schlacht bei den Thermopylen wird ein Zeitgenosse erwähnt, Simonides. Sonst ist wenig zu finden an solchen Angaben (einmal wird etwas aus Sapphos Werk erwähnt 2.135.6fin.). Dies ist der inhaltliche Aspekt, der den Satz verdächtig macht. Der formale Aspekt, der den Satz verdächtig macht, ist dieser einfache Anschluss mit dem Relativpronomen. Der Satz hätte sonst ein schönes Finale gebildet, Gyges wäre das letzte Wort des Paragraphen gewesen, und der folgende Satz hätte den Schluss des vorangehenden mit denselben Worten aufgenommen. Man mag sich vorstellen, dass hier ein Zusatz vorliegt, aber es ist nicht zu beweisen – das Archilochos-Zitat macht auf jeden Fall aus der Novellenfigur eine literarisch bezeugte historische Gestalt und hat somit eine Funktion in der Erzählung. Es gibt tatsächlich ein paar Verse von Archilochos, die sich auf Gyges beziehen und die auch im entsprechenden Metrum des iambischen Trimeters gehalten sind (19 W):

„Mir liegt nicht an den Sachen des viel-goldenen Gyges,
und mich packte auch nie die Gier (danach), und ich bewundere auch nicht
die Gaben der Götter, ich begehre nicht eine große Tyrannis;
das ist fern ‚von meinen Augen‘ (das liegt mir fern).“

Der Text von Herodot ist bemerkenswert geradlinig erzählt, linear, und nicht mäandernd, und der Text läuft auf ein Finale zu. Natürlich ließe sich sagen, dass die Story bestimmt schon im Altertum berühmt war, dass sie vielleicht auch eine festgelegte Form hatte, wie das ja bei solchen topischen Anekdoten oft der Fall ist. Das ist sicher nicht von der Hand zu weisen. Herodot erzählt ja in verschiedener Art, und warum soll er nicht hier mal gezeigt haben, wie gut er wirklich ist. Bis zum

Sommer 1950 hätte auch niemand widersprochen. In diesem Sommer publiziert im Band 35 der *Proceedings of the British Academy* Edgar Lobel einen neuen Papyrus (TrGF 664):

„Ich erblickte deutlich Gyges, nicht durchs Erraten,
und ich fürchtete, dass ein Mordkomplott hierdrin (im Palast) vor sich geht,
was den Tyrannen ja widerfahren kann.“ (1-3)

Schon nach drei Zeilen ist klar, was vorliegt. Es spricht die lydische Königin, es sind iambische Trimeter, sie erzählt also irgendjemandem davon. Und sie denkt nicht, dass Gyges sie nur beobachten will, sondern sie glaubt, Gyges will Kandaules ermorden! Der Text geht weiter:

„Als ich sehe, dass Kandaules noch wach ist,
begriff ich, was vor sich geht und welcher Mann es getan hat.“ (4sq.)

Es ist also wirklich die herodoteische Szene, und es gab eine tragische Bearbeitung. Jetzt muss ja der Entschluss der Königin geschildert werden, sich zu verstellen:

„Wie eine, die unverständig ist, obgleich das Herz bebte,
hielt ich den Schrei über die Schande zurück, schweigend, damit er nicht bekannt würde.“ (6sq.)

Jetzt kommt die Schilderung der Nacht:

„Im Bett, von Gedanken hin und her gewälzt,
War die Nacht endlos für mich, wegen des fehlenden Schlafs.
Als dann der hell leuchtende Morgenstern aufging,
der Vorbote des ersten Lichts des Tags,
weckte ich ihn vom Lager auf und schickte ihn hinaus,
Recht zu sprechen seinen Leuten; für mich war dies die passende Rede, die ihn überzeugte, die nicht zuließ,
dass ein König die ganze Nacht schlafen solle, dem sein Volk etwas bedeuten würde.

Den Gyges zu mir die Diener...“

Es gab also offensichtlich ein Gyges-Drama. Das ist sensationell, denn wenn sich überhaupt Tragödien nicht mit mythologischen Sujets beschäftigen, was sehr selten der Fall ist, dann nur mit einem zeitgenössischen Ereignis, das für die athenische Geschichte von Bedeutung ist. Dies gilt für die *Perser* des Aischylos, in denen ein Bote im Palast in Susa schildert, wie die persische Flotte bei Salamis untergegangen ist. Und dies gilt für die *Phoinissai* des Phrynichos, die ein ähnliches Sujet behandeln haben sollen. Dies gilt auch für ein weiteres Stück des Phrynichos, das ‚Die Einnahme von Milet‘ hieß, und in dem der Untergang der Stadt Milet geschildert wird, die von den Persern zur Strafe für die Unbotmäßigkeit zerstört wird.

Aber in diesem, neuen Stück geht es um ein Ereignis aus der Frühgeschichte eines östlichen Nachbarn – die Usurpierung des lydischen Thrones durch Gyges im siebenten Jahrhundert.

Angesichts der Datierung des Papyrus in die späte christliche, kaiserzeitliche Ära, muss man konstatieren, dass der Text lange ‚überlebt‘ hat und zirkulierte. Angesichts des extrem ungewöhnlichen Sujets ist das sehr erstaunlich.

Aber einmal abgesehen von der literaturgeschichtlichen Sensation, die der Papyrus darstellt, ergibt sich eine klassische Frage der Klassischen Philologie: Ist das Drama *vor* Herodot – und hat ihm womöglich die Vorlage geboten für seine dramatische und elegante Schilderung, die so ungewöhnlich ist? Oder ist das Drama *nach* Herodot – und hat ein ansonsten obskurer Poetaster seinen dichterischen Höhenflug nur deshalb bewerkstelligt, weil er Herodot abgeschrieben hat?

Denkbar ist aber auch ein dritter Befund, dass der Autor nämlich ein Zeitgenosse Herodots war, der in einer zusammenhängenden Trilogie die Perserkriege dargestellt hat, und der für das erste oder zweite Stück seiner Trilogie sich dieser Episode aus der Vorgeschichte angenommen hat.

*

Nachdem Herodot festgestellt hatte, dass Kroisos als erster griechische Städte unterworfen hatte (1.6.), war der Blick des Erzählers in einer für Herodot typischen Weise von der eben eingeführten Gestalt in die fernere Vergangenheit zurück gegliedert: Kroisos ist Mermnade, und dieses Geschlecht hat die Herakliden im Zuge tragischer Begebenheiten abgelöst. Es folgte die Geschichte von Kandaules und Gyges – und diese Geschichte führt zum Begründer der Mermnadendynastie Gyges zurück. Dann geht es von Gyges über Ardys und Sadyattes zu Alyattes und seinem Zug gegen Milet (1.16-25). Nachfolger des Alyattes war Kroisos, und so ist einer der zahlreichen Ringe geschlossen, die die archaische Kompositionsweise des Werkes zeigen.

Im Rahmen dieser Ringkomposition begegnet eine zusätzliche Einlage. Sie findet sich bei der Schilderung der Belagerung Milets durch Alyattes, die schließlich zu einem Bündnis zwischen dem lydischen König und dem damaligen Tyrannen von Milet, dem Thrasybulos, führt. (1.22fin.)

Dieser Thrasybulos hat einen anderen Tyrannen zum Freund, Periandros von Korinth (1.20 in. & 1.23 in.). Und Herodot erlaubt sich einen Exkurs, der ganz locker angeschlossen ist mit den Worten: „bei seinen Lebzeiten (also des Periandros) ereignete sich, wie die Korinther (und mit ihnen übereinstimmend auch die Lesbier) sagen, etwas sehr Wunderbares.“ (1.23)

Es kommt eine ganz phantastische Geschichte, wie nämlich ein Mensch von einem Delphin an Land gesetzt wird. Ein gewisser Arion wird von einem Delphin gerettet. Arion ist der erste, der zur Kithara seine Dichtungen vorträgt, und auch der Erfinder des Dithyrambos. Er hat den Dithyrambos nicht nur gedichtet, sondern ihm auch den Namen gegeben und ihn in Korinth zur Aufführung gebracht. (1.23fin.)

Die Delphin-Geschichte ist schnell erzählt: Arion wird auf der Überfahrt von Sizilien nach Korinth von den Seeleuten bedroht, er soll getötet werden. Er bittet sich aus, ihnen noch etwas vortragen zu dürfen und legt dazu seinen Schmuck an. Während die Matrosen lauschen, springt Arion ins Meer und entkommt mithilfe eines Delphins.

Unter dem Namen des Arion ist nun ein Text erhalten, der aber wohl nicht aus der Zeit des Tyrannen Periandros stammt, der etwa von 627 bis 587 regierte, sondern eher um 400 gedichtet worden sein dürfte. Es handelt sich um einen sogenannten *neuen* Dithyrambos, einen modernen, der aber die alte Delphingeschichte nacherzählt (PMG 939): In vv. 8sq. ist die Rede von den ‚musenliebenden Delphinen‘, den *philómousoi delphînes*. Von ihnen heißt es weiter, dass sie den Dichter dieser Zeilen nach Tainaron gebracht haben (vv. 12sq.), ‚mich, der (ich) im sizilischen Meer umhertrieb‘ (14), ‚(mich) tragend mit den gekrümmten Rücken‘ (15). Die Seeleute erscheinen in 18, *phôtes dólioi*, ‚die verschlagenen Gestalten‘.

Es ist allem Anschein nach so, dass ein anonym Dichter der nachklassischen Ära sich von der Arion-Geschichte hat anregen lassen und – passenderweise – einen Dithyrambos verfasst hat, um denjenigen zu ehren, der den Dithyrambos als erster ‚gedichtet, benannt und aufgeführt hat‘, wie es bei Herodot 1.23 heißt.

Herodot hat sich also offensichtlich in der Literatur umgetan, und wenn es ein ‚à propos‘ gab, dann hat Herodot nicht gezögert, etwas Passendes einzuflechten. Das Werk läuft auf diese Weise natürlich Gefahr, völlig den Rahmen einer historischen Monographie zu verlassen. Bei Thukydides wird dann auch kein Platz sein für solche anmutigen Wundergeschichten.

Nach dieser Einlage kommt in 1.26 der Angriff des Kroisos auf griechische Städte. Er steht auf dem Gipfel seines Ruhms, als Solon ihn besucht und es zu jenen Gesprächen zwischen dem reichen Orientalen und dem athenischen Weisen kommt. In der Einleitung zu diesen Gesprächen ist davon die Rede, dass Solon, nachdem er den Athenern die Gesetze gegeben hatte (also 594), zehn Jahre auf Reisen gegangen sei, „*angeblich*, um sich auswärts umzusehen, *in der Tat* aber, um nicht in die Notwendigkeit versetzt zu werden, eines der Gesetze, die er selbst gegeben hatte, wieder aufzuheben.“ (1.29) Herodot unterscheidet also kritisch zwischen dem, was die Leute als Grund vorbringen, und dem, was tatsächlich als Grund in Frage kommt.

In den Gesprächen zwischen Solon und Kroisos geht es um das menschliche Glück, und Kroisos ist derjenige, der sich in seiner Anmaßung und Verblendung für den glücklichsten Menschen überhaupt hält. Ihn trifft die Vergeltung von Gott und diese wird ihn über zwei Stufen in tiefes Elend stürzen lassen: Seinen Sohn verliert Kroisos durch einen Jagdunfall, verursacht vom demselben Adrestos, den Kroisos von Blutschuld reinigte und aufnahm (1.34-45). Dann aber rüstet Kroisos gegen die erstarkende Macht der Perser unter Kyros, ein Feldzug, der ihm selbst die Herrschaft kosten soll. (1.46)

Bei der Vorbereitung dieses Feldzugs wird das Orakel befragt. Die Szene zeigt ein klassisches ‚double-entendre‘. Kroisos fragt, ob gegen die Perser ziehen soll. Das Orakel antwortet: „Wenn er gegen die Perser ziehe, werde er ein großes Reich zerstören.“ (1.53) Das ‚double-entendre‘ funktioniert ganz einfach: Kroisos hört, was er hören will. Er denkt, er werde ein großes Reich zerstören. Die Leser Herodots, die wissen, dass Kroisos verlieren wird, hören natürlich eine andere Aussage. Kroisos missversteht das Orakel in seinem Sinne, und sein Ende ist besiegelt. Die lydische Geschichte endet mit dem letzten Satz in 1.94: „Die Lyder aber gerieten dann unter die Herrschaft der Perser.“

Aber Herodot wäre nicht Herodot, wenn er nicht noch einiges einflechten würde. Ganz bemerkenswert sind die Exkurse über die Tyrannis des Peisistratos in Athen (1.59-64) sowie ein entsprechender Teil über die ältere Geschichte Spartas, wie die Spartaner nämlich „die jetzige vortreffliche Verfassung“ erhielten, die ihnen Lykurg gab (1.66). Trotz des mäandernden Erzählstils mit seinen pittoresken Einlagen ist doch eine gewisse Ordnung angestrebt. So ganz nebenbei erfährt man nämlich, wer Solon war und wer Lykurg war, und wie die Verhältnisse früher waren in Athen und Sparta. Und das werden ja die beiden Städte sein, die sich verbünden müssen, um die Perser zu besiegen.

Ein letztes Wort zum Schicksal des Kroisos. Die Perser errichten ihm einen Scheiterhaufen. Aber Kroisos wird nicht sterben. Er erinnert sich an seine Unterhaltungen mit Solon, der ihm gesagt hatte, dass niemand vor seinem Tode glücklich genannt werden dürfte (1.86). Kroisos ruft Solons Namen und erregt die Aufmerksamkeit des Kyros. Der lässt sich die Situation erklären und lenkt ein; „er machte sich Gedanken darüber, dass er, selbst doch auch ein Mensch, einen anderen Menschen, der bis dahin ebenso glücklich gewesen war wie er, lebendig verbrennen lassen wollte. Da er außerdem fürchtete, dereinst vielleicht dafür büßen zu müssen, und an die Vergänglichkeit alles Menschenglückes dachte, befahl er, das Feuer schnell zu löschen.“ Das Feuer lässt sich aber nicht mehr löschen, es brennt

schon zu heftig (1.87). Jetzt können nur noch die Götter helfen. Kroisos ruft Apollon an, ein wolkenbruchartiger Regen entlädt sich und löscht das Feuer.

Die Szene war sehr berühmt. Der Sinn der Erzählung ist der, dass Kroisos gerettet wird, weil er so fromm war und Apollon geopfert hat. Die Szene wird auch erzählt in einem Epinikion des Bakchylides (c. 3), das Hieron gewidmet ist. Bei Bakchylides wird Hieron mit Kroisos verglichen – natürlich vorteilhaft, und zwar wegen der Frömmigkeit, die bei Hieron ebenso hervorstechend ist wie bei Kroisos. Herodots Weltbild ist deutlich: Die Götter haben letztlich die Entscheidung in der Hand. Bei Thukydides wird es keine Götter mehr geben.

Das Solonische Motiv, dass niemand vor seinem Tod für glücklich gehalten werden darf, ist seit dem 19. Jahrhundert mit dem Schlagwort vom ‚griechischen Pessimismus‘ verbunden. Ihm wurden ähnliche Sentenzen zugeordnet, wie beispielsweise: ‚Das Beste ist, nie geboren zu sein, das Zweitbeste, möglichst schnell die Pforten des Hades zu passieren.‘

Das Solonische Motiv ist aber nicht nur ein Motiv im literarischen Sinne, sondern klingt wie ein musikalisches Motiv an im aischyleischen *Agamemnon* (928sq.), im sophokleischen *König Ödipus* (1528-30) und in der euripideischen *Andromache* (100-101). In den drei Stücken wird jeweils das Solonische Motiv zitiert, und die Stücke haben auch einen ‚entsprechenden‘ Plot: Der *Agamemnon* ist die Geschichte der Heimkehr dieses einst glorreichen Helden vor Troja, der seine Beutefrau mitbringt und zuhause wie ein Tier geschlachtet wird. Der *König Ödipus* ist die Geschichte eines unglücklichen Sohnes, der sich selber straft, als er seinen Vater getötet hat. Und in der *Andromache* des Euripides geht es um einen anderen berühmten Sohn, Neoptolemos, der Sohn Achills, der am Anfang noch Andromache als Kriegsbeute hat und mit ihr einen Sohn zeugt. Neoptolemos wird sterben, und in der Tragödie wird das mitgeteilt werden. Das ist die Geschichte der würdelosen Verbindung des Sohnes des Achill und der Andromache, der Witwe des Hektor, der einst vom Vater des Neoptolemos in Troja getötet wurde.

*

Bei Herodot gerät jetzt endlich der erste Perserkönig in den Blick, jener Kyros, der von 559-529 regierte und auf den sein Sohn Kambyses folgen wird. Auf diesen folgt wiederum Dareios – allerdings nicht in dynastischer Reihung von Vater und Sohn, sondern Dareios wird durch geschickte Manöver an die Macht gelangen. Kambyses kann die Dinge nicht mehr beeinflussen, er ist wahnsinnig geworden. Auf Dareios folgt dann wieder sein Sohn, Xerxes. In dieser dynastischen Folge wird jetzt erzählt werden – bis zum Ende: Der Feldzug des Xerxes ist gescheitert, die letzte Szene zeigt die Perser auf der Flucht. Die Brücke am Hellespont ist zerstört.

Der Anfang der Geschichte war allerdings assoziativ organisiert: Herodot hat um der Vollständigkeit willen allerlei Geschichten über den Beginn der Feindschaft referiert, die von der Gegenseite stammen. Er kann aus eigenem nur so viel sagen, dass als erster Kroisos griechischen Städten die Freiheit nahm. Damit ist die lydische Geschichte da und muss behandelt werden. Sie endet mit dem Sturz des Kroisos, den die Perser herbeiführen. Nun ist es Zeit, ausführlicher von diesen zu reden, was einen kräftigen Rückgriff erfordert.

Das klingt alles ungezwungen, ergibt aber für das Ganze der Darstellung einen überraschenden Gewinn. Auf diesem Umweg nämlich kann die sinngebende Erzählung von Kroisos und Solon in die Anfangspartie des Werkes aufgenommen werden. Dasjenige Motiv kann schon am Anfang zum Tönen gebracht werden, das in allem folgenden immer wieder zu vernehmen sein wird.

Jetzt sollte Kyros und seine Herrschaft dargestellt werden, aber bevor Herodot auf die Regierung des Kyros eingeht, erzählt er die Jugend des Kyros (95-122) sowie die Geschichte der medischen Könige, die von Kyros schließlich gestürzt werden (122-140). Bevor die persische Unterwerfung Kleinasiens geschildert wird – die ja letzten Endes die Perser und die Griechen zum ersten Mal in Kontakt bringen wird –, behandelt Herodot die ‚Sitten‘, die *nómoi*, der Perser. Dieser Abschnitt zeigt den Horizont Herodots, den Rahmen seiner Beobachtungen, und die Möglichkeiten, die ihm zur Verfügung standen, anderer Leute Sitten zu beschreiben:

Es beginnt in 1.131 damit, dass die persischen Götter nicht anthropomorph sind wie die der Griechen. Aber es gibt sehr wohl einen höchsten Gott, und es gibt auch ein Pendant zur griechischen Aphrodite. Der höchste Gott wird auf Bergen verehrt, „und den ganzen Kreis des Himmels nennen sie Zeus.“

In 132 werden die Opfer beschrieben. Die sind anders als bei den Griechen, ohne Musik, ohne Feuer. Und, was ganz anders ist, es gibt Magier, die einen Zaubergesang anstimmen: „denn zu einem Opfer gehört bei ihnen auch ein Magier.“ Der nimmt dann das Opferfleisch mit nach Hause, ein Detail, das die Bedeutung des Mannes zeigt.

Es gibt in der griechischen Religion tatsächlich keinen Priesterstand, keine Kultfunktionäre. Es gibt keine Entsprechung zu den indischen Brahmanen oder den römischen Flamines. Neben dem Anthropomorphismus, also der Tatsache, dass die griechischen Götter die Gestalt und das Benehmen von gewöhnlichen Menschen haben, ist das Fehlen einer Sakralhierarchie eine weitere signifikante Eigenheit der griechischen Religion.

Als höchster Feiertag wird in 133 der Geburtstag genannt. Es wird reichlich gegessen, vielleicht etwas mehr als bei den Griechen. Besonders das Dessert soll üppiger sein. Getrunken wird auch viel, aber man muss sich etwas zusammenreißen. Beschlüsse werden erst einmal im Rausch gefaßt, müssen aber am nächsten Tag, „wenn sie wieder nüchtern sind“, nochmals evaluiert werden. Umgekehrt ebenso: „Aber auch was sie zuerst nüchtern beschlossen haben, wird nachher in der Trunkenheit nochmals besprochen.“

Es folgt eine ethnologische Beobachtung der Begrüßungsriten in 134. Leute gleichen Standes begrüßen sich durch einen Kuß auf den Mund, bei geringem Standesunterschied gibt es einen Wangenkuß. „Ist aber der eine von ganz geringem Stande, so fällt er vor dem andern nieder und küßt ihm die Füße“, die persische Proskynese (*proskýnesis*). An Selbstbewußtsein mangelt es den Persern nicht, denn Herodot schreibt, dass sie sich selbst am höchsten schätzen. Allerdings haben die Perser eine Schwäche für die Sitten fremder Völker, wie es gleich darauf in 135 heißt. Es geht dann damit weiter, dass die Perser die männliche Homosexualität von den Griechen übernommen haben. Genauer gesagt handelt es sich um die Päderastie, die Knabenliebe, die in der griechischen Gesellschaft als kulturelle Praxis in historischer Zeit an verschiedenen Orten bezeugt ist.

Bei den Persern selbst gilt die Tapferkeit am meisten (und wenn man möglichst viele Kinder hat). Und jetzt kommt etwas ganz Bemerkenswertes: „Die Knaben lernen von fünften bis zum zwanzigsten Jahre nur dreierlei: Reiten, Bogenschießen und die Wahrheit zu sagen“ (136).

Im nächsten Abschnitt geht es um die Straffreiheit beim ersten Verbrechen, und ferner verbreitet Herodot, dass es bei den Persern keine Kinder gäbe, die ihre Eltern umbrächten (137). Den Schluss des ethnologischen Teils bilden wieder die Magier, die Herodot bei der Bestattung zeigt. „Die Magier sind Leute ganz eigener Art, insbesondere sind sie auch von den ägyptischen Priestern verschieden. (...) die

Magier töten alles mit eigener Hand, nur keine Hunde und keine Menschen. Ja, sie halten sich sogar zugute, dass sie alles töten“ (140).

Herodot interessiert sich für viel, nicht nur für die sozialen Institutionen, sondern auch für das alltägliche Leben, und es gibt keinen xenophoben Diskurs bei Herodot. Von persischem Schwulst, persischer Ausschweifung und Schlawheit ist keine Rede. Später wird Herodot andere Beobachtungen mitteilen, aber dass wird sich dann speziell auf einige der persischen Feldherrn beziehen.

*

Unter der Regierung des Kyros bringt das Vordringen der Perser gegen Westen die kleinasiatischen Griechen bald zur Erkenntnis der drohenden Gefahr. Sie wenden sich an Kyros, beschließen aber nach dem unbefriedigenden Bescheid des Königs einen Hilferuf an Sparta. Es folgt jetzt ein längerer Abschnitt über die Griechenstämme an der kleinasiatischen Küste (1.142-151), die Perihegese (perihégēsis) des griechischen Kleinasien. Herodot beschreibt seine Heimat und wie diese besiedelt wurde. Erst danach folgt der Bericht über das Hilfsgesuch an die Spartaner und deren Gesandtschaft an Kyros.

Der Rest des ersten Buches berichtet in zwei großen Abschnitten von dem raschen Ausgreifen der persischen Macht. Der erste Abschnitt handelt von der Unterwerfung der Griechen im westlichen Kleinasien durch Harpagos. Der zweite Abschnitt handelt von dem Zug gegen Babylonien, das bei Herodot Assyrien heißt. In diesem Abschnitt findet sich der babylonische Logos mit der Beschreibung von Stadt und Land und mit Teilen der Geschichte Babylons. Ebenso enthält der darauffolgende Bericht über den Zug des Kyros gegen die Massageten und seinen Tod bei diesem Unternehmen (1.201-214) eine Beschreibung des Landes und der Wohnsitze dieses Volkes am östlichen Ufer des Kaspischen Meeres.

Auch diesmal steht ein Blick auf die nómoi der Massageten am Ende des Abschnitts (1.215), genauso wie die nómoi der Perser geschildert wurden, bevor es mit den Griechen losging, und genauso wie die nómoi der Lyder geschildert werden, bevor es von ihnen heißt, dass sie fortan den Persern untertan waren (1.94).

*

Das zweite Buch beginnt mit Kambyses, der nach dem Tod des Kyros König wird. Er plant einen Feldzug nach Ägypten und verpflichtet die Griechen, wie die anderen Völker seines Reichs, zur Heerfolge (2.1). Mit dieser Bemerkung ist die fortschreitende Erzählung des zweiten Buches auch bereits beendet – der Feldzug beginnt erst mit dem ersten Satz des dritten Buches: Kambyses bot zu seinem Feldzug gegen die Ägypter „auch die ionischen und die aiolischen Griechen“ auf (3.1).

Das gesamte zweite Buch, der so genannte ägyptische Logos, berichtet über das Land (5-34), die Wunder dort (35sq.), die Sitten, die nómoi (37-98) sowie die ägyptische Geschichte (99-182). Dieses zweite Buch zerfällt ganz klar in zwei Teile – und zwar aufgrund der benutzten Quellen. In 2.3, zu Beginn des ägyptischen Logos, erfährt der Leser, dass Herodot sich in Memphis mit den Hephaios Priestern unterhält. Er reist nach Theben und Heliopolis, um sich „zu überzeugen, ob man dort ebenso dächte wie in Memphis.“ In 2.99, der Mitte des ägyptischen Logos, zieht Herodot aber einen deutlichen Strich und vermerkt: „Alles, was ich bisher erzählt habe, beruht auf eigener Anschauung, eigenem Urteil und eigener Erkundung; von

nun an aber werde ich Dinge berichten, die ich mir in Ägypten nur habe erzählen lassen, hin und wieder jedoch auch etwas einflechten, was ich selbst gesehen habe.“

Dass Herodot etwas mit eigenen Augen sieht, und dass er die Interviews selber führt, wird einige Male erwähnt. In 1.12 heißt es, „ich sehe ja, dass ... man auf den Bergen Muschel findet und überall Salzwasser zum Vorschein kommt.“ In 2.19 sagt Herodot über den Nil, dass er „über diesen merkwürdigen Fluss ... weder von den Priestern noch von sonst jemand etwas hat erfahren können.“ In 2.28 ist von weiteren Befragungen die Rede: „Von den Quellen des Nils aber wüßten sie nichts, bekannten mir alle, Ägypter, Libyer und Griechen, mit denen ich darauf zu sprechen kam, ausgenommen allein der Schreiber des Tempelschatzes der Athene zu Sais in Ägypten.“ Den nimmt Herodot aber nicht ganz ernst. Auf der Suche nach den Quellen kommt Herodot bis nach Elephantine (2.29): „... bis zur Stadt Elephantine habe ich mir die Sache mit eigenen Augen angesehen; von da an bin ich freilich nur auf Erkundigungen angewiesen, die ich von anderen eingezogen habe.“ In 2.54 wird eine Unterhaltung zwischen Herodot und den Priestern des Zeus in Theben geschildert, in der sich Herodot erkundigt, woher diese ihr Wissen haben. Und in 2.75 schreibt Herodot von seiner Reise nach Arabien, „wohin ich gereist bin, um mich nach den geflügelten Schlangen zu erkundigen. Ich habe dort auch unglaublich viele Knochen und Wirbel von Schlangen gesehen, ganze Haufen davon, große und kleine und immer noch kleinere in Menge.“

Herodot erfährt bei seinen Interviews aber auch Dinge, die er nicht weitererzählen möchte. In 2.47 sagt er, dass er weiß, warum in Ägypten nur bei einem bestimmten Fest Schweine geopfert werden: „ich kenne sie auch (sc. die Geschichte), will sie aber anstandshalber lieber für mich behalten.“ In 2.86 geht es um die Bestattungsklassen, und Herodot erfährt, wie das Muster genannt wird, mit dem die Bestattungsunternehmer Werbung bei den Kunden machen: „den Namen eines solchen Machwerks scheue ich mich zu nennen.“ In Sais sieht Herodot ein Grab, sagt aber nicht, wer da begraben ist (2.170). Und in 2.171 geht es um die Mysterien: „Ich weiß wohl, wie es dabei zugeht, rede aber nicht davon. Ebenso schweige ich von den Mysterien der Demeter, den Thesmophorien, wie die Griechen sie nennen, soweit es nicht erlaubt ist, davon zu reden.“

Seinen von ihm angeführten griechischen literarischen Quellen steht Herodot skeptisch gegenüber. Herodot beispielsweise glaubt nicht, dass es einen Okeanos gibt (1.23): „Ich wenigstens kenne keinen Fluss Okeanos und glaube, dass ihn Homer oder irgendein anderer alter Dichter erfunden und in die Dichtung eingeführt hat.“ Und genau so argumentiert er noch an einer anderen Stelle (1.53): „Denn Hesiod und Homer, meine ich, haben höchstens vierhundert Jahre vor meiner Zeit gelebt; sie sind es gewesen, die den Griechen die Sagen von der Abstammung ihrer Götter geschaffen haben, die den Göttern Namen gegeben, ihnen Ehren und Künste zugewiesen und ihre Gestalt beschrieben haben.“

Herodot ist keineswegs der erste, bei dem dies Motiv der Dichterkritik begegnet. Einige Zeilen des Xenophanes gehen in dieselbe Richtung. Xenophanes ist etwa ein Jahrhundert vor Herodot anzusetzen. Er hat die Eroberung Lydiens durch Kyros erlebt und musste seine Heimat verlassen. Bekannt sind Werke von ihm, die man als Parodien bezeichnet. Der griechische Titel ist *Silloi* und bezeichnet das ‚Schielen‘ (B 11 + 12 DK).

„Homer und Hesiod lasten den Göttern alles an,
was bei den Menschen als tadelns- und verachtenswert gilt,
da sie (Homer & Hesiod) ganz häufig die ungesetzlichen Werke der Götter besingen,
Stehlen, Ehebrechen und andere Betrügen.“

Die Nuance bei Xenophanes ist aber etwas anders als bei Herodot: Xenophanes tadelt die Dichter, weil sie Negatives über die Götter berichten, wohingegen Herodot sagt, dass die ganzen Geschichten nur Erfindungen von Homer und Hesiod seien.

*

Aus der großen Menge von ägyptischen Geschichten verdienen drei Stellen besondere Beachtung. Die erste schildert die drei Arten der Einbalsamierung (2.86-88). Die zweite beschreibt die Cheops-Pyramide (2.124-126). Und die dritte nennt einen von Herodots Vorläufern, Hekataios von Milet, der auch in Ägypten war (2.143-146).

Die Einbalsamierung beschreibt Herodot ausführlich. Es handelt sich um eine eigene Branche. Bringt man seine Leiche zu den Bestattungsunternehmern, so zeigen die einem Proben der verschiedenen Preisklassen. Entscheiden sich die Kunden für die erste Klasse passiert Folgendes: Das Gehirn wird mit einem krummen Eisendraht durch die Nasenlöcher herausgezogen. Damit auch wirklich alles rauskommt, wird noch ein wenig mit Arzneimitteln nachgeholfen, vielleicht Säure. Dann erfolgt ein Schnitt in die Leisten, in die Weichen, und die Eingeweide werden herausgenommen. Der solcherart entleerte Leichnam wird gereinigt, gespült und mit zerriebenem Räucherwerk bestreut. Die Bauchhöhle wird mit Kräutern gefüllt; Herodot nennt unter anderem Myrrhe. Dann wird der Bauch wieder zugenäht. Der Leichnam wird jetzt in Natronlauge gelegt und bleibt 70 Tage darin. Dann wird der Leichnam gewaschen und mit Leinwand umwickelt. Er wird mit Gummi bestrichen, damit die Sache kompakt bleibt. Darauf holen die Angehörigen die Leiche wieder ab und lassen sich einen hölzernen Sarg in Menschengestalt machen, in den sie die Leiche einschließen, die sie dann in der Totenkammer aufbewahren, wo sie aufrecht an die Wand gestellt wird: „So bei einer Leiche erster Klasse“ schließt Herodot (2.86).

Die zweite Klasse ist etwas sparsamer mit der Präparation des Leichnams. Da ist dann von Klistierspritzen die Rede, und der Leichnam wird bis kurz vorm Platzen vollgepumpt und irgendwie verschlossen. Fürs Aufschneiden und Garnieren wurde nicht gezahlt, also geht es gleich in die Lauge. Der Leichnam wird nach 70 Tagen geöffnet und entleert. Vom ganzen Körper ist nichts übrig als Haut und Knochen. Dieses Resultat erhalten die Angehörigen zurück.

Die dritte Klasse der Einbalsamierung besteht nur aus einem Säurebad und einer kleinen inneren Spülung. Der Leichnam muss auch von den Angehörigen selbst abgeholt werden.

Manche Leichen aber sind etwas Besonderes. Vornehme Frauen etwa lässt man nicht gleich nach dem Tod einbalsamieren (2.89), sondern wartet damit einige Tage, bevor man sie zu den Leuten bringt, die das besorgen. Denn es soll einmal einer dabei ertappt worden sein, wie er mit einer frischen weiblichen Leiche Unzucht getrieben habe.

Auch die, die von einem Krokodil zu Tode gebissen wurden, werden gesondert behandelt. Die Priester des Flusses Nil müssen die Leiche mit eigener Hand begraben, „als ob er mehr wäre als die Leiche eines Menschen“ (2.90).

*

Bevor sich Herodot der Cheops-Pyramide zuwendet, schildert er in einem Absatz etwas über die ägyptische Religiosität, die auch den griechischen Glauben beeinflusst hat. Herodot leitet den Absatz (2.123) zwar ein mit einem *caveat*: „Ob

einer alles glauben will, was die Ägypter erzählen, ist seine Sache.“ Aber er will es berichten, weil er es von ihnen gehört hat.

Es geht um die Metempsychose. Die Ägypter sind nämlich nach Herodot die ersten, welche sich zu der Ansicht bekannt haben, dass „die Seele des Menschen unsterblich sei und beim Tode des Leibes in ein anderes, in dem Augenblick entstehendes Geschöpf übergehe.“ Die Lehre von der Seelenwanderung stammt also aus Ägypten. Nachdem dann die Seele durch alle Land- und Seetiere und alle Vögel hindurchgegangen sei, gehe sie wieder in den Leib eines neugeborenen Menschen ein. Dieser Kreislauf der Reinkarnation dauert 3000 Jahre. Herodot schreibt, dass sich auch „einige Griechen, teils früher, teils später“ dieser Ansicht angeschlossen haben. Aber Herodot möchte sie nicht nennen – „Ich kenne auch ihre Namen, nenne sie aber nicht.“

Der König Cheops, mit dem es weitergeht, war ein furchtbarer Herrscher. Er habe gleich alle Tempel verschlossen, auch den Ägyptern zu opfern verboten und sie alle zur Zwangsarbeit verpflichtet, zur Errichtung der Pyramide. Die einen mussten Steine aus den Steinbrüchen im arabischen Gebirge bis an den Nil schleppen, die anderen mussten die auf Schiffen über den Nil gebrachten Steine zum libyschen Gebirge transportieren. Zehn Jahre habe allein die Arbeit an der Straße gedauert, auf der die Steine herangebracht werden sollten. Weitere zehn Jahre dauerte die Arbeit an den unterirdischen Kammern auf dem Hügel, auf dem die Pyramiden stehen. „An der Pyramide selbst aber wurde zwanzig Jahre gebaut. Sie ist viereckig, ... ganz aus behauenen, sorgfältig zusammengefügt Steinen.“ (2.124fin.)

An der Pyramide sei in ägyptischer Schrift angegeben, was die Arbeiter gegessen hätten. Herodot erinnert sich noch daran, wie ihm ein Dolmetscher vorgelesen habe, „es seien dafür 1600 Talente Silber ausgegeben worden“ (2.125). Herodot überlegt dann weiter, wenn das Essen allein so viel gekostet hat, „was muss dann erst das Übrige gekostet haben.“

Den Schluss der Pyramiden-Passage bildet 2.126: Cheops sei ein schlechter Mensch gewesen und habe seine eigene Tochter in ein Bordell geschickt, um Geld zu verdienen. Sie habe das auch bewerkstelligt, aber jeden ihrer Besucher gebeten, ihr wenigstens einen einzigen Stein zu schenken. Von diesen Steinen sei die mittlere der drei Pyramiden gebaut worden, die, die vor der großen steht.

*

In einer letzten aus dem ägyptischen Logos ausgewählten Partie wird der Geschichtsschreiber Hekataios von Milet erwähnt, der im ägyptischen Theben war und sich mit den Priestern über ein genealogisches Detail unterhalten hat. Hekataios war ein älterer Zeitgenosse Herodots. Er stammt aus Milet und soll zur Zeit des milesischen Aufstands eine Rolle gespielt haben. Hekataios hat einige Reisen unternommen. Am meisten weiß man von seiner ägyptischen Reise durch dieses zweite Buch Herodots, wo Hekataios stolz seine 16 Ahnen präsentiert, von denen der letzte bereits ein Gott gewesen sein soll; die ägyptischen Priester aber präsentieren ihm eine Ahnenreihe über 345 Generationen (dazu gleich).

Hekataios hat eine Erdkarte gezeichnet, eine *gês períodos*. Die Erde ist eine Scheibe, die vom Okeanos umflossen wird. Schon Herodot hat diese Konzeption verworfen und schreibt 4.36: „Ich muss lachen, wenn ich sehe, wie viele Menschen schon Erdkarten gezeichnet haben, ohne alle Vernunft. Da soll der Okeanos rund um die Erde fließen, als ob die Erde kreisrund und Europa so groß wie Asien wäre.“ Zur Karte des Hekataios gehörte eine Erdbeschreibung in zwei Büchern, die man später

als Perihegesis zitierte. Ein zweites Werk des Hekataios trug den Titel Genealogiai und soll vier Bücher umfasst haben. Aus ihm ist nicht viel bekannt, erwähnenswert ist die Berechnung der Generationen in der mythologischen Überlieferung.

Hekataios und andere Vorläufer Herodots gehen meist als Logographen durch die Literaturgeschichte. Herodot nennt den Hekataios einen Logopoios (2.143, 5.36, 125), was nicht mehr heißt, als dass er Verfasser von Prosaerzählungen war und nicht Epen gedichtet hat.

Der Begriff logográphoi, diesmal im Plural, erscheint später bei Thukydides in einer programmatischen Stelle (1.21.1), an der sich Thukydides programmatisch abgrenzt – zum einen von den Dichtern, die alles hymnisch ausschmücken, und zum anderen von eben den Logographen, die alles erzählen, was gut klingt, auch wenn es nicht wahr ist. An dieser Stelle ist sicher Herodot mit gemeint, und das Wort logográphos hat eine negative Konnotation bekommen.

Hekataios war nicht der einzige Logograph. Dionys von Halikarnass nennt in seinem Traktat über Thukydides (de Thuc. 5) eine ganze Reihe von älteren Verfassern von Völker- und Ländergeschichten, darunter Charon von Lampsakos, der nach den Perserkriegen zwei Bücher Persergeschichte (Persiká) schrieb, und ferner Pherekydes von Athen, der die Geschichte der griechischen Heroenfiguren verfasst hat. Ein Titel ist nicht bekannt, vielleicht war es eine Art Theogonie in (ionischer) Prosa.

Herodot weiß zu berichten, dass Hekataios in Ägypten war, genauer gesagt in Theben. Er hat sich dort mit den Zeuspriestern unterhalten und sich auf seinen Stammbaum etwas eingebildet. Die Priester hätten ihn, Hekataios, damals genauso behandelt wie Herodot selbst behandelt worden sei. Herodot wurde ins Tempelinnere geführt und man zeigte ihm dort die Standbilder aller Oberpriester: „denn jeder stellt dort schon bei Lebzeiten sein Bild auf.“ Und die Oberpriester folgen aufeinander als Vater und Sohn, der Titel und das Amt sind erblich.

Als Hekataios sich seinerzeit auf seinen Stammbaum berief und im sechzehnten Glied von einem Gott abstammen wollte, wurde er von den ägyptischen Priestern getadelt: zum einen, weil kein Mensch von einem Gott abstamme, zum anderen, weil 16 Generationen einfach zu wenig zum Angeben sind. Und die Priester hätten dann dem Hekataios die 345 Standbilder der Oberpriester gezeigt, sämtlich Vater und Sohn bis zum Ersten (2.143).

Der Abschnitt geht weiter damit, dass die Priester sagen, vor dem ersten Oberpriester hätten die Götter geherrscht, die unter den Menschen gelebt hätten. Der letzte König sei Oros gewesen, der Sohn des Osiris, den die Griechen Apollon nennen. Osiris aber ist auf Griechisch Dionysos (2.144).

Nachdem Herodot die Hekataios-Episode behandelt hat, schließt er diesen Teil ab mit einer Bemerkung zu seinen Quellen. In 2.99 hatte ja Herodot schon einen Strich gezogen und mitgeteilt, dass ab jetzt nur noch Erzählungen der Ägypter mitgeteilt würden. Im Gegensatz dazu hatte er ja Autopsie für die vorangegangene Passage reklamiert. In 2.147 nun heißt es, dass jetzt Geschichten kommen, die von anderen Leuten als den Ägyptern erzählt würden; mit einer kleinen Einschränkung: „aber auch dabei werde ich hin und wieder etwas einflechten, was ich selbst gesehen habe.“

Was Herodot selbst gesehen hat, ist zweierlei: Zum einen hat er eine schwimmende Insel besucht, „aber sie weder schwimmen noch sich bewegen sehen“ (156). Zum anderen war Herodot bei den Mysterien in Sais zugegen. Das liegt im Nildelta, nicht weit von der Küste. Es heißt in der Beschreibung, dass der See beim dortigen Tempel etwa so groß ist wie der sogenannte runde See in Delos, und Herodot leitet die Bemerkung ein mit „wie es mir vorkam“ (170fin.). „An diesem See

führt man bei Nacht den Tod des Gottes auf, und die Ägypter nennen das Mysterien.“ (171) Leider verschweigt Herodot, was er gesehen hat.

*

Das dritte Buch bringt zunächst die Vorbereitung des Feldzuges und die Eroberung Ägyptens durch Kambyses: 3.1-16. Es folgen dessen abenteuerliche Unternehmungen von diesem Lande aus: 3.17-26. Sein Verhalten wird geschildert in 3.27-38, das ihn als Frevler gegen die einheimische Religion und wahnsinnigen Despoten zeigt. Aus dem ersten Teil, der die Eroberung Ägyptens durch die Perser schildert, ist bereits die skurrile Geschichte mit den Totenschädeln erwähnt worden. Herodot schildert in 3.10-12, wie er auf einem Schlachtfeld die Schädel der gefallenen Perser mit denen der toten Ägypter vergleicht und dabei feststellt, dass die der Ägypter wesentlich härter sind. Eigentlich müsste man das etwas skeptischer sehen als Herodot es berichtet. Er selber aber ist von der Richtigkeit seiner Beobachtung überzeugt, denn er hat das ja selbst gesehen, wie er am Anfang von 3.12 schreibt.

Bei einer anderen Erzählung, die sich im unmittelbaren Zusammenhang mit der von den Totenschädeln befindet, ist Herodot jedoch skeptischer. Und zwar deswegen, weil ihm zwei Versionen erzählt werden, er aber keine Autopsie vornehmen kann. Es geht darum, wie sich ein Feldherr im Krieg mit Wasser versorgt hat. Die eine Version sagt, er habe an einer Quelle seine Vorräte aufgefüllt, die andere Version besagt, der Feldherr habe von einem Fluss aus einen Schlauch in die Wüste anlegen lassen, durch den das Wasser in Zisternen geleitet worden sei.

An dieser Stelle (3.9) differenziert Herodot sehr wohl: Die erste Geschichte ist für ihn „der glaubwürdigste Bericht“, die zweite der „minder glaubwürdige.“ Herodot referiert ihn aber trotzdem, und dies mit der Begründung, „da er nun einmal verbreitet ist.“

Bei den Feldzügen des Kambyses von Ägypten aus kommt es auch zu einem Eroberungskrieg gegen die Äthiopier (3.17-25). Für einen modernen Leser ist das nicht weiter verwunderlich. Wir wissen, dass Äthiopien südlich von Ägypten liegt, und warum soll Kambyses in seinem Eroberungsdrang nicht auch die noch unterwerfen wollen.

Kambyses schickt zunächst Kundschafter los. Besonders interessiert ihn eine Sache, der so genannte Tisch der Sonne (3.18). Der Tisch der Sonne heißt es, und mehr als das Gerücht ist ja Kambyses und den Seinen nicht bekannt, sei eine Wiese vor der Stadt. Auf dieser Weise gibt es immer ein großes Bankett, jede Menge gekochtes Fleisch befindet sich dort, und jeder, der möchte, kann essen, so viel er kann. Natürlich müssen die Einwohner im regelmäßigen Wechsel für Nachschub sorgen. Aber: „Die Leute dort behaupten, es komme immer von selbst wieder aus der Erde. So soll es sich mit dem so genannten Tisch der Sonne verhalten.“

Ein moderner Leser ist natürlich skeptisch und mag denken, dass es sich wieder um eine dieser Stories handelt, die man Herodot erzählt hat, und von denen sein Werk voll ist, den so genannten Wundergeschichten. Ein antiker Leser aber mag an etwas anderes gedacht haben. Mythologische und historische Realität sind ja bei Herodot nicht geschieden. Er erzählt *Mythen*, um die *Historie* der Perserkriege mit einer Vorgeschichte auszustatten; und er lässt Apollo den Kroisos retten – ein Unsterblicher rettet einen Sterblichen.

Gab es vielleicht in der antiken Literatur ein mythisches Volk der Äthiopier, welches im Reichtum schwelgte und Tag und Nacht Feste feierte mit großen Banketten? Wenn diese Vermutung richtig sein sollte, müsste sich ein Text

präsentieren lassen, der *erstens* älter ist als Herodot und *zweitens* bekannter ist als Herodot. Sonst kann eine literarische Anspielung nicht funktionieren. Denn die Rezipienten müssen den Text ja kennen können.

Da kommen nicht viele Texte in Frage, es kann sich letztlich nur um *Ilias* oder *Odyssee* handeln. Aber es muss eine bekannte Szene sein, sie könnte sehr gut etwa am Anfang gestanden haben. Die homerischen Epen beginnen nun aber – nach dem Prooimion, dem Musenanruf – recht verschieden. Das ältere Epos zeigt eine berauschte Soldateska, die sich um Frauen streitet. Von Äthiopiern ist da keine Rede. Das jüngere Epos zeigt die Götter im Olymp, wie sie beraten. Ein Gott fehlt, Poseidon. Er hat bisher verhindert, dass Odysseus nach Hause kommt. Poseidon möchte gerne Odysseus tot sehen, weil Odysseus den Kyklopen umgebracht hat, dieses einäugige Monster, mit dem Poseidon verwandt ist. Da nun Poseidon gerade auf Tournee ist, kann die Versammlung als Tagesordnungspunkt die Heimkehr des Odysseus verhandeln. Athene bringt das etwas schüchtern zur Sprache. Poseidon hätte sicher getobt, aber er ist ja weg.

In diesem Setting erscheinen die Äthiopier. Vier Verse lang wird ihr festliches Treiben geschildert, wie viel sie essen und feiern – und deswegen ist Poseidon ja zu ihnen gereist, um ein wenig auszuspannen: *Odyssee*, Erster Gesang, Vers 22-24, eine Szene, die so schön zu Herodots Ausführungen passt.

Der Feldzug des Kambyses gegen die realen Äthiopier wird mit einem Fiasko enden (3.25). Im Vorlauf hatte Kambyses Kundschafter ausgesandt, die sich erkundigen sollten. Die haben allerhand Informationen gesammelt.

Bei den Äthiopiern gibt es ein besonderes Wasser, das nach Veilchen riecht. Dies mag der Grund für die Langlebigkeit der Äthiopier sein, wie Herodot spekuliert (3.23): „Nach der Beschreibung der Kundschafter war das Wasser dieser Quelle so leicht, dass nichts darauf schwamm, weder Holz noch etwas Leichteres als Holz, sondern alles gleich unterging. Wenn das Wasser wirklich so beschaffen ist, wie man sagt, und sie (die Äthiopier) es immer gebrauchen, so kommt es vielleicht davon, dass sie so lange leben.“

Ein anderes Detail, das Herodot in gewohnter Manier nicht auslässt, ist die Totenbestattung (3.24). Die Särge der Äthiopier sind nämlich durchsichtig, also wahrscheinlich aus Glas. Die Leichname werden getrocknet, mit Gips überzogen und dann bemalt, damit der Leichnam „möglichst ganz so aussieht wie der Verstorbene.“ Der im Innern des durchsichtigen Sarges, der an der Wand hochkant steht, sichtbare Leichnam macht einen guten Eindruck: Er riecht nicht und sieht ganz aus wie der Verstorbene. Ein Jahr lang bleibt er so im Haus, dann wird diese Sargsäule vor der Stadt aufgestellt.

Bei der Rückkehr der Kundschafter reagiert Kambyses ganz eigenartig: Er bekommt einen Tobsuchtsanfall, ohne weiteren Grund, und ohne weitere Planung lässt Kambyses zum Feldzug rüsten.

Dem Heer gehen recht schnell die Lebensmittel aus, die Soldaten schlachten zwar die Zugtiere, aber die sind schnell verbraucht. Auch jetzt nimmt Kambyses keine Vernunft an. Solange die Soldaten etwas in der Erde finden, essen sie Gras. Aber als sie die Wüste erreichen, werden sie notgedrungen Kannibalen (3.25): „Sie losten nämlich unter sich den zehnten Mann aus und fraßen ihn auf. Als Kambyses das hörte, fürchtete er, sie könnten sich alle untereinander auffressen.“ Und lässt den Feldzug abbrechen.

Mit Kambyses wird es immer schlimmer. Als er von der gescheiterten äthiopischen Expedition nach Memphis zurückkehrt, wird dort gerade ein religiöses Fest gefeiert. Es ist eine Gottheit erschienen, die Apis heißt. Das passiert selten, und die Ägypter kleiden sich entsprechend feierlich und zelebrieren das Ereignis.

Kambyses aber glaubt, dass das Ereignis sich auf ihn bezieht. Er ist sicher, dass die Ägypter seine Niederlage feiern. Als die ihm erklären, „ihnen sei ein Gott erschienen, der nur selten zu erscheinen pflege, und wenn der erscheine, feierten alle Ägypter aus Freude darüber solche Freudenfeste“, fühlt sich Kambyses in seinem Wahn nur bestätigt. Kambyses lässt die ägyptischen Magistrate umbringen.

Kambyses ist jedoch nicht befriedigt von seiner Tat. Er glaubt, es gibt noch andere, die dieselben Lügen erzählen. Die Priester, die Kambyses zu sich bestellt, erzählen ihm natürlich auch davon, dass ein Gott erschienen sei. Was sollen sie ihm auch anderes erzählen? Das Finale ist leicht vorstellbar. Auch die Gottheit, die erschienen ist, muss getötet werden – von keinem anderen als Kambyses selbst (3.29): „Als die Priester den Apis brachten, zückte Kambyses in blinder Wut seinen Dolch und wollte den Apis in den Leib stoßen, traf ihn aber in den Schenkel. Da lachte er und sagte zu den Priestern: „Ihr Schafsköpfe, sind das Götter, die Fleisch und Blut haben und das Eisen fühlen? Fürwahr, ein Gott, wie ihn die Ägypter verdienen! Ihr aber sollt mich nicht ungestraft verhöhnt haben.“ Nach diesen Worten befahl er seinen Schergen, die Priester auszupeitschen und jeden Ägypter, den sie noch feiern sähen, zu töten; damit hatte die Festfreude der Ägypter ein Ende; die Priester wurden abgestraft, und der Apis, der an seiner Schenkelwunde im Tempel darniederlag, verendete. Nachdem er an seiner Wunde gestorben war, begruben ihn die Priester, ohne dass Kambyses es erfuhr.“

Als nächstes tötet Kambyses seinen Bruder, den Smerdis. Danach seine Schwester, die er zuvor geheiratet hatte. Es ist früher oder später unvermeidlich, dass er sich auch noch an den Toten vergehen wird, und er lässt tatsächlich die Gräber öffnen.

Herodot beendet vorläufig seine Schilderung von des Kambyses Treiben in 3.38 mit einem Absatz, der einzig der Reflexion über das Dargestellte gewidmet ist. Bevor es mit Kambyles weitergeht und Herodot den Tod des Kambyses und die Geschichte vom falschen Smerdis schildert und schließlich Dareios die Macht ergreift – bevor es damit in 3.61 weitergeht, findet sich eine Einlage. Herodot behandelt in dieser zeitgleiche Ereignisse, die sich aber an einem ganz anderen Ort abspielen. Es geht um Sparta und Samos, und es gibt dabei wieder eine Einlage. So wie Kroisos und Solon als Einlage in der lydischen Frühgeschichte erscheinen, so erscheint die Figur des Polykrates als Einlage in dieser Sparta-Passage.

Der Absatz 3.38 zeigt folgenden Aufbau: Kambyses ist offensichtlich wahnsinnig, denn er vergreift sich an den Tempeln. Das tut nur jemand, der von Sinnen ist, denn alle Leute auf der Welt würden unter den Sitten und Bräuchen immer nur ihre wählen. Da Kambyses also nicht die Seinen wählt, und die Perser sind sonst eben gottesfürchtige Leute, muss er von Sinnen sein. Den Grund dafür, dass alle nur die eigenen Sitten wählen würden, sieht Herodot darin, dass jedes Volk eben die eigenen für die besten Sitten hält. Er hält zur Begründung zwei Geschichten bereit: In der einen fragt Dareios die Griechen an seinem Hof, für welchen Preis sie bereit wären, ihre toten Väter zu essen. Die Griechen lehnen das ab und erklären, dass das für sie ausgeschlossen sei, egal, wieviel Geld er ihnen gäbe. In der anderen Geschichte lässt Dareios Inder zu sich kommen, Kallatier heißen sie. Die essen ihre toten Vorfahren, und Dareios fragt sie, für wieviel Geld sie ihre Vorfahren verbrennen würden. Die lehnen das ab und bitten Dareios, von so etwas nicht einmal zu sprechen.

Das ist sehr modern und relativistisch – jedenfalls bis zu diesem Punkt klingt das nach permissivem ‚anything goes‘. Aber Herodots Geschichte so zu verstehen, wäre ganz falsch. Herodot schließt nämlich damit, dass gegen die Sitte, den *nómos*,

nicht anzukommen ist. Herodot zitiert dafür Pindar, das Fragment vom *nómos basileús*: ‚Die Sitte‘ resp. ‚das Gesetz ist der Herrscher über alle‘.

Das bedeutet, dass man sich an die jeweiligen Sitten halten muss und eben gerade nicht, dass die eine durch die andere ersetzt werden kann. Dass Herodot überhaupt nicht einer Permissivität das Wort geredet hat, zeigt er an einem Höhepunkt seines Werks. Im siebenten Buch unterhält sich Xerxes mit einem Spartaner. Dieser Spartaner Demaratos versucht, Xerxes über den spartanischen Charakter aufzuklären und ihm naheulegen, den Feldzug abubrechen, weil er gegen diese Leute keine Chance hat.

Demaratos erläutert nämlich Xerxes (7.104), dass die Spartaner sich an den *nómos* halten: „Was das Gesetz befiehlt, tun sie unbedingt; es befiehlt aber stets das gleiche: in der Schlacht auch vor der größten Übermacht nicht zu fliehen, sondern standzuhalten und zu siegen oder zu sterben.“

Das ist das, was Herodot meint mit dem *nómos basileús*. Das sind nicht einfach nur Sitten und Gebräuche, das geht nicht um Multikulturalität *avant la lettre*. Es geht um das, was einer Gesellschaft eine Identität verleiht. Xerxes hat das nicht begriffen, was ihm der Spartaner Demaratos erklären wollte. Xerxes lacht und nimmt die Erzählung des Demaratos diesem glücklicherweise nicht übel. Xerxes lässt Demaratos mit dem Leben davonkommen. Und Demaratos kann froh sein, dass es so ist.

Im weiteren Textverlauf kommt es zu einer Unterbrechung der Kambyses-Geschichte. Rein synchronistisch ist der Übergang zum folgenden hergestellt: Während des ägyptischen Unternehmens des Kambyses zogen die Lakedaimonier gegen Samos und seinen Herrn Polykrates zum Kriege (3.39). Das gibt, in der bekannten Technik, mit 3.44 den Rahmen, in den die Geschichte vom Aufstieg des Polykrates und seiner Erprobung des Glückes durch den Ringwurf gestellt ist.

Der Ring des Polykrates ist Gegenstand der Schilderung von Herodot 3.40-43. In einer losen Anknüpfung zum Ägypten-Feldzug des Kambyses wird erzählt, dass zur selben Zeit wie der Krieg in Ägypten der Feldzug der Lakedaimonier gegen Samos stattfand (3.39in.). In Samos herrschte Polykrates, der mit der Zeit immer mächtiger geworden war. Dieser Polykrates hatte Amasis, den König von Ägypten zum Freund, mit dem er sich regelmäßig austauschte.

Polykrates regierte nach einer einfachen Strategie: Alle, ausnahmslos, egal ob Freund oder Feind, werden ausgeplündert; „denn auch ein Freund, meinte er (Polykrates), wäre dankbarer, wenn man ihm wiedergäbe, was man ihm genommen, als wenn man ihm überhaupt nichts nähme.“

Amasis beobachtet das Treiben des Polykrates und schreibt ihm einen sorgenvollen Brief. In diesem schreibt Amasis, dass ihm das übermäßige Glück des Polykrates bedenklich scheine. „Die Gottheit ist neidisch“, und das ist gefährlich. Amasis selber wünsche sich, dass ihm hin und wieder auch einmal etwas mißlinge, dass ihm gelegentlich ein Unglück zustieße, als dass ihm immer alles nach Wunsch ginge.

Amasis begründet seine auf den ersten Blick überraschenden Ansichten (3.40): „Denn ich habe noch von niemandem gehört, dem nicht, nachdem ihm alles geglückt, schließlich doch ein schlechtes Ende beschieden gewesen wäre.“

Amasis schlägt Polykrates daraufhin vor, sich zu überlegen, was ihm am liebsten wäre und dessen Verlust ihm am schmerzlichsten sein würde. Dies solle Polykrates wegwerfen, „so dass es nie wieder in Menschenhand gerät. Und wenn von nun an nicht bald Glück, bald Unglück zu dir kommt, so hilf dir auf die Art, wie ich dir geraten habe.“

Aus dem Brief des Amasis läßt sich ein den Warnungen des Solon gegenüber Kroisos ähnliches Motiv entnehmen: Die Götter entscheiden letztlich, und man darf nicht ihre Eifersucht erregen; niemand weiß, was einem zustoßen kann.

Polykrates zeigt Einsicht und akzeptiert den Rat des Amasis (3.41). Wie er darüber nachdachte, fand er, dass ihn der Verlust eines in Gold gefaßten Smaragdes am meisten schmerzen würde. Polykrates läßt darauf ein großes Schiff startklar machen, steigt selbst an Bord und befiehlt den Leuten, in See zu stechen. „Als er weit von der Insel war, zog er den Ring vom Finger und warf ihn vor den Augen der ganzen Mannschaft ins Meer. Darauf fuhr er zurück und war, als er wieder nach Hause kam, sehr traurig.“

Einige Tage später kommt es jedoch zu einem merkwürdigen Ereignis (3.42). Ein Fischer fängt einen außergewöhnlich großen Fisch, den er Polykrates schenken möchte. Der Fischer begehrt Einlass beim Palast und überbringt Polykrates den Fisch. Polykrates fühlt sich geehrt und richtet ein Festmahl aus, zu dem er den Fischer einlädt. „Dem Fischer war das natürlich sehr schmeichelhaft, und er ging nach Hause, die Diener aber fanden, als sie den Fisch aufschnitten, in dessen Bauche den Siegelring des Polykrates.“ Die Diener bringen natürlich hocheifrig den Ring dem Polykrates. „Er aber merkte gleich, dass die Götter das so gefügt, und schrieb alles, was er getan und erlebt hatte, in einen Brief und schickte ihn nach Ägypten.“

Die Reaktion des Amasis ist folgende (3.43): „Als Amasis den Brief erhalten und gelesen hatte, sah er ein, dass es keinem Menschen möglich ist, einen anderen davor zu bewahren, was ihm vom Schicksal beschieden ist, und dass Polykrates kein gutes Ende nehmen werde, da er in allem Glück habe und jetzt sogar wiederfinde, was er wegwerfe.“ Bis hierhin ist die Reaktion des Amasis zu erwarten; es ist ihm, wie Polykrates auch, klar, dass ein solcher Zufall eben kein Zufall ist.

Der nächste Schritt des Amasis aber ist überraschend: „Amasis schickte einen Herold nach Samos und ließ Polykrates sagen, er könne sein Freund nicht länger sein. Das tat er aber, damit ihm, wenn Polykrates ein großes Missgeschick träfe, das Unglück des Freundes nicht zu sehr zu Herzen ginge.“ Eigentlich sollte eher das Gegenteil zu erwarten sein, also, dass Amasis dem Polykrates seinen Beistand zusichert, auch wenn es einmal zu schlechten Zeiten kommen sollte.

Polykrates wird ermordet werden, und Herodot schildert dies in 3.125-126. Am Ende von 125 heißt es: „Ein solches Ende nahm es mit allem Glück des Polykrates“ und ein in der Übersetzung in Klammern gesetzter Halbsatz vermerkt noch, „wie es Amasis, der König von Ägypten, vorhergesagt hatte.“

Wie bei dem Archilochos-Halbsatz, der auch so ‚nachklappert‘ und etwas bringt, das eher ungewöhnlich ist bei Herodot, ist auch dieser Halbsatz der Interpolation verdächtig – nicht nur, weil er in einem Teil der Überlieferung fehlt, sondern auch aufgrund der Tatsache, dass es bei Herodot nur sehr selten Vor- und Rückverweise gibt. Man glaubt eher, dass ein späterer Redaktor einen solchen Verweis eingefügt hat, genau so, wie er ein berühmtes Zitat (diesmal des Archilochos) noch im Text des berühmten Herodot ‚untergebracht‘ hat.

*

Bei Herodot wird im Rahmen der Erzählung von des Polykrates Eroberungen geschildert, wie sich die Samier hilfeschend an die Lakedaimonier wenden (3.46). Das ist eine schöne kleine Episode, die vermutlich mit dafür verantwortlich ist, dass mit dem Wort ‚lakonisch‘ einfach auch ‚knapp‘ oder ‚kurz und bündig‘ gemeint sein kann.

Die Samier halten nämlich eine lange Rede und bitten eindringlich um Hilfe. Als sie fertig sind, sagen ihnen die Lakedaimonier, sie hätten den Anfang schon wieder vergessen, das Ende aber nicht verstanden. Die Samier ziehen unverrichteterdinge wieder ab.

Bei ihrem zweiten Auftritt ändern die Samier die Taktik. Sie bringen nur einen Brotbeutel mit und sagen dazu, der Beutel müsse Brot haben. Sie erhalten als Antwort, auch das mit dem Brotsack sei noch zu lang und unnützes Gerede. Aber jetzt beschließen die Lakedaimonier, den Samiern zu helfen.

Die Episode illustriert zum einen die Wortkargkeit der Spartaner. Man kann die Episode aber auch einer anderen Lektüre unterziehen, sie wesentlich weniger rücksichtsvoll betrachten und das Augenmerk darauf richten, dass die Spartaner etwas schwer von Begriff sind. Sie sagen ja beim ersten Auftreten der Samier, dass sie den Anfang schon wieder vergessen und den Schluss nicht verstanden hätten. Auch dafür, für ihre geistige Trägheit, waren die Spartaner im Altertum bekannt.

Den Abschluss dieser Passage, die Sparta und Samos gewidmet war, bildet in bekannter Manier ein Kapitel über die wunderbaren, außerordentlichen, bemerkenswerten Dinge, die Herodot kennen gelernt hat. Dieses Kapitel 3.60 ist höchst bezeichnend für die Art, wie Herodot an sein Werk von überall her Stoff anschließt. Da versichert er nämlich, er sei über die Samier deshalb so ausführlich gewesen, weil sie drei unter den Griechen unerreichte Leistungen aufzuweisen hätten: den Bergdurchstich für die Wasserleitung, den großen Hafendamm und den Heratempel. Möglicherweise ist es aber nicht ganz falsch, die Dinge umgekehrt zu betrachten und den Grund für Herodots entschuldigende Wendung darin zu erblicken, dass er es einfach nicht lassen kann, von diesen wunderbaren Dingen zu reden.

Herodot war wohl wirklich neugierig und hat versucht, seinen Lesern ein lebendiges, anschauliches Bild von dem zu geben, was er selbst gesehen hat. In diesem Zusammenhang gehört es auch, dass sich Herodot bei den Nachkommen einer bedeutenden historischen Figur nach der älteren Familiengeschichte erkundigt. So sucht er den Enkel eines berühmten Feldherrn auf und lässt sich seine Version der Ereignisse erzählen (3.55).

Mit 3.61 beginnt die Darstellung der Regierung des Dareios, für die zunächst die Vorgeschichte mit dem Tod des Kambyses und dem Sturz des falschen Smerdis entwickelt wird. Kambyses hatte in seinem Wahn den Befehl gegeben, seine nächsten Verwandten umzubringen. Sein erstes Opfer war sein Bruder Smerdis (3.30), den Kambyses töten ließ. Diese ruchlose Tat des Kambyses bleibt aber geheim, nur wenige wissen davon. Als es nun mit Kambyses immer schlimmer wird, planen zwei persische Priester, den Kambyses zu beseitigen.

Der Plan ist sehr geschickt (3.61). Einer der Magier hat einen Bruder, der dem getöteten Bruder des Kambyses ähnlich sieht und auch Smerdis heißt. Dieser ‚falsche‘ Smerdis wird zum König erklärt, während Kambyses auf Feldzug in Ägypten ist. Als Kambyses das erfährt, fragt er zunächst denjenigen, dem er den Auftrag erteilt hatte, den echten Smerdis umzubringen, ob er das auch getan hätte. Der versichert nicht nur, Smerdis getötet, sondern ihn auch eigenhändig begraben zu haben (3.62).

Jetzt wird der Herold bestellt, der die Nachricht nach Ägypten brachte. Er wird gefragt, ob er Smerdis gesehen hätte (3.63). Der Herold antwortet, dass er Smerdis schon lange nicht mehr gesehen hätte, aber dass ihm ein Magier diese Nachricht aufgegeben hätte. Offensichtlich scheint also derjenige, der Smerdis umbringen sollte, die Wahrheit gesagt zu haben. Und in einer ersten Überlegung taucht der

Verdacht auf, dass es wohl die Magier seien, die sich gegen Kambyses aufgelehnt hätten. Besonders der eine mit seinem Bruder Smerdis.

Plötzlich begreift Kambyses (3.64). Er hatte seinerzeit seinen Bruder umbringen lassen, weil ihm im Traum ein Smerdis erschienen war, der auf seinem Thron sitzt. Kambyses merkt jetzt, dass er seinen Bruder umsonst umgebracht hat. Kambyses will zurückreiten und gegen die Magier antreten, aber als er sich aufs Pferd schwingt, verletzt er sich mit seinem eigenen Schwert. Die Wunde ist genau da, wo er seinerzeit den Apis, jenen den Ägyptern erschienenen Gott verletzt hat, und Kambyses ahnt, dass sein eigener Tod ihm jetzt unmittelbar bevorsteht. Er bricht zusammen, weint, ohne sich beruhigen zu können; Kambyses wird an Knochenfraß und Wundbrand sterben (3.66).

Vor seinem Tod jedoch enthüllt Kambyses die Wahrheit. Er bestellt die maßgeblichen Perser zu sich und bekennt, dass er ein Brudermörder ist. Er begreift, dass der ‚falsche‘ Smerdis der Bruder eines der Magier sein muss und fordert die Versammelten auf, sich die Macht nicht entreißen zu lassen.

Die Führer der Achaimeniden, wie das persische Herrschergeschlecht sich selber nennt, werden zu ihrem wahnsinnigen Führer gerufen. Keiner weiß, was ihnen bevorsteht: Ein Führer, der vor nichts zurückschreckt, der unbeherrscht ist, jetzt auch noch verwundet, den eigenen Tod vor Augen. Der eine oder andere Prinz hat sicher gedacht, dass er nicht zurückkehren wird von diesem Empfang bei Kambyses.

Und dann die Wandlung: Kambyses weint, ein gebrochener Mann, der seinen Gästen gesteht, dass er ein Mörder ist. Und wieder wird der eine oder andere Prinz gedacht haben, dass das nicht wahr ist, was er erlebt. Vielleicht hat er gedacht, dass Kambyses sich nur verstellt, seine Getreuen auf die Probe stellen will. Sie täuscht, um diejenigen zu entlarven, die ihn entmachten wollen.

Die Situation ist tatsächlich so, dass niemand dem Kambyses glaubt (3.66). Alle glauben vielmehr, dass Smerdis, der Sohn des Kyros, der Bruder des Kambyses, wirklich den Thron bestiegen habe, und dass Kambyses die ganze Geschichte vom Tod des Smerdis nur erfunden habe, damit sich die Perser gegen Smerdis erheben.

Ein Getreuer des Kambyses, er heißt Otanes, allerdings zögert. Er zögert zuerst, weil derjenige, der den echten Smerdis getötet hat, jetzt natürlich behauptet, dies nicht getan zu haben. Es ist jetzt nicht mehr opportun, als braver Handlanger eines verstorbenen Irren dazustehen. Dann aber zögert Otanes, weil ihm wieder in den Sinn gerät, dass der König Smerdis einfach nicht zu sehen ist. Das kommt ihm für einen König ungewöhnlich vor. Da die Tochter des Otanes eine der vielen Frauen des Großkönigs ist und zu seinem ‚Harem‘ gehört, befragt er sie. Die Tochter kennt aber nur den jetzigen Smerdis und kann keine Aussage treffen. Otanes aber weiß, dass der falsche Smerdis keine Ohren mehr hat. Die wurden ihm einst vom großen Kyros, dem Vater des Kambyses, zur Strafe für ein Vergehen abgetrennt. Die Tochter des Otanes fühlt dann auch einmal, als sie mit dem falschen Smerdis das Lager teilt, nach den Ohren, und stellt fest, dass es nicht der echte Smerdis ist (3.68sq.).

Otanes verbündet sich daraufhin mit zwei Freunden, und jeder von den dreien nimmt noch einen Freund dazu. Sie wollen diesen Smerdis beseitigen. Da erscheint zum ersten Mal Dareios, der Sohn des Hystaspes, und tritt der Verschwörergruppe bei. So betritt also der berühmte nachmalige Großkönig Dareios die politische Szene (3.70) – als irgendein obskurer Verschwörer, den zunächst niemand weiter beachtet.

Der Putsch gelingt, die Magier werden geköpft. Es kommt zu einem bemerkenswerten Ereignis: Die Putschisten unterhalten sich über die zukünftige Staatsform (3.80-83). Demokratie, Oligarchie und Monarchie werden in der Debatte

gegeneinander abgewogen, die Monarchie gewinnt. Dareios wird schließlich durch allerlei Manöver Alleinherrscher.

Wer auch immer oder was auch immer Herodot zur Schilderung der so genannten Verfassungsdebatte angeregt hat – sie ist eine gänzlich unpersische Vorstellung und mit Sicherheit die Projektion griechischer und zudem idealisierter Verhältnisse. Es gibt keine Evidenz, die es auch nur im Geringsten nahelegen oder gar wahrscheinlich machen würde, dass es eine solche Debatte jemals gegeben hat. Sie ist so fernliegend, dass man schon die bloße Möglichkeit einer solchen Debatte für widersinnig hält. Der Grund für die Darstellung der Debatte muss also woanders liegen. Möglicherweise wollte Herodot in politische Debatten seiner Zeit und seiner Epoche auf diese Art eingreifen, aber auch das scheint weit hergeholt. Die Beurteilung der Szene ist nicht klar.

*

In Herodots Text folgt eine Übersicht über die Satrapien und die Einkünfte aus ihnen; die Passage 3.89-96 gibt ein umfassendes Bild der persischen Macht zu dieser Zeit. Daran schließen sich die Völker, die nicht tributpflichtig waren, aber doch Geschenke sandten, was wiederum Gelegenheit bietet, von den Reichtümern der Randländer zu sprechen (3.106-116). Hier findet sich auch eine kurze Perihegese Indiens (98-102).

Als Einleitung der Satrapienübersicht bietet Herodot eine Synkrisis der bisherigen persischen Großkönige. Wegen der finanziellen Belastungen, die Dareios den Satrapien auferlegt hatte, nennen die Perser ihn einen Krämer, „während sie Kambyses einen Herrn, Kyros einen Vater nennen, weil es Dareios überall um Geld zu tun war, Kambyses hart und grausam, Kyros aber ein milder, stets auf ihr Wohl bedachter Herr gewesen war.“ (3.89fin.)

Dass Dareios keinen so guten Eindruck hinterlassen hat, ist auch aus einer anderen Passage ersichtlich. Im Rahmen der Machteroberung und Machtsicherung hält Dareios unter den Putschisten eine Rede. In dieser Rede entwickelt er eine vollkommen relativistische Theorie von Wahrheit und Lüge (3.72). Dareios führt aus: „Wo man lügen muss, soll man auch lügen. Man lügt ja zu demselben Zweck, wie man die Wahrheit sagt. Man lügt eben, weil man sich von der Lüge einen Vorteil verspricht, gerade wie man die Wahrheit sagt, weil man damit Vorteil gewinnen und sich andere umso mehr verpflichten will. Hier wie dort also ist es, nur auf verschiedene Weise, auf dasselbe abgesehen. Verspräche er sich keinen Vorteil davon, so würde vielleicht der Wahrhaftige auch ein Lügner sein und der Lügner die Wahrheit sagen.“

Diese feinsinnige, sophistische Argumentation wird einem machtgeilen Nobody zugeschrieben. War Dareios also vielleicht doch ein gebildeter Machiavellist? Einer, der die anderen aus seiner Clique leicht zu täuschen vermochte hinsichtlich seiner wahren Absichten? Aber hätte er sie dann so deutlich ausgesprochen? Auf jeden Fall hat er das persische Reich zu seinem Höhepunkt geführt, und nach ihm beginnt der Niedergang. Vielleicht wollte Herodot eine solche außergewöhnliche Leistung auch einer außergewöhnlichen Persönlichkeit zuschreiben und hat eine dementsprechend extravagante Rede erfunden. Aus dem obskuren Verschwörer, den anfangs niemand weiter beachtet, ist der bedeutendste persische Großkönig aller Zeiten geworden. Und vielleicht nur deswegen, weil ihm, dem Dareios, von Anfang an klar war, dass man bei solchen Operationen sich nicht um so etwas wie Wahrheit und Lüge scheren darf.

Im Rahmen der Eroberungspolitik des Dareios folgt gegen Ende des dritten Buches ein für die persische Expansion nach Westen sehr wichtiges Ereignis, die

Eroberung von Samos (3.120-149). In diesem Zusammenhang wird der Sturz des Polykrates erzählt. Früher Erwähntes findet so Fortsetzung und Abschluss.

Das dritte Buch schließt mit der Niederwerfung des babylonischen Aufstands. Dies ist die zweite Eroberung von Babylon, wie Herodot in 3.159in. mitteilt. Die erste Eroberung Babylons erfolgte unter Kyros und war von Herodot im ersten Buch (188-191) geschildert worden.

Die Art, wie Herodot schildert, ist wieder um eine Anekdote zentriert. Er kann nicht einfach den Hergang der Belagerung beschreiben oder nicht einfach die von beiden Seiten angewendeten Tricks anführen. Im Gegenteil, es ist typisch herodoteisch, wenn die Eroberung durch die Geschicklichkeit eines Einzelnen erfolgt.

Die Belagerung zieht sich hin, bereits über anderthalb Jahre sind vergangen, seit die Truppen des Dareios vor der Stadt liegen (3.152). Da sieht einer seiner Leute ein Wunder: Ein Maultier gebiert ein Füllen. Das erinnert den tapferen Soldaten des Dareios daran, dass er früher eine Weissagung gehört hat – wenn nämlich die Maultiere gebären, dann kann Babylon eingenommen werden. Er fasst Mut, geht zu Dareios und unterbreitet diesem einen Plan (3.153sq.): Er selbst will sich verstümmeln und als Überläufer ausgeben, so die Glaubwürdigkeit der Babylonier erobern und sie letztlich verraten. Er schneidet sich Nase und Ohren ab und geißelt sich auch noch.

Dareios ist zwar entsetzt, als er das sieht, läßt den Mann aber gewähren. Dieser betrügt die Babylonier und läßt die Perser heimlich in die Stadt. Es gelingt den Persern, Babylon zu erobern. Dem Helden werden die höchsten Ehren zuteil. Auch wenn Dareios es wünscht, er hätte sich nicht so verstümmelt (3.160).

Man sieht die herodoteische Ausschmückung einer an und für sich plausiblen Geschichte. Ein tapferer Soldat will sich hervortun, und es mag durchaus etwas Wahres dran sein, dass er sich glaubwürdig als Perseropfer tarnt, um in Babylon eingelassen zu werden. Aber das ganze Setting, die ganzen Details, und dann die Entstehung des Planes, das Maultier, und die vorausgegangene Prophezeiung – das alles ist die Ornamentierung, der Zierat, mit dem Herodot die Geschichte farbig macht. Es klingt mehr nach Kolportage, nach modernem Abenteuerroman als nach analytischer Geschichtsschreibung.

*

Das vierte Buch ist zwei weiteren großen Eroberungszügen des Dareios gewidmet. Die beiden ersten Drittel des Buches gelten dem Feldzug gegen die Skythen, das letzte Drittel dem libyschen Feldzug.

Zu seinem größeren Teil schildert das vierte Buch (bis 144) den Krieg, den Dareios gegen die Skythen führt. Die typische Komposition, die Sie jetzt schon kennen, kehrt wieder: In den ersten vier Kapiteln erzählt Herodot von der Veranlassung zu dem Kriege, und erst mit 83 nimmt er den Faden mit der Darstellung der Kriegsvorbereitungen wieder auf.

Von 5-82 reicht der skythische Logos mit der Schilderung des Landes, seiner Völker und Bräuche. Besonders wichtig sind die Kapitel über die Gestalt der bewohnten Welt, der Oikumene (4.36-45), mit der deutlichen Polemik gegen das schematische Weltbild des Hekataios. In die Darstellung der Vorbereitungen auf persischer und skythischer Seite (4.83-121) ist ein religionsgeschichtlicher Exkurs über Zalmoxis sowie einiges über die Geographie Skythiens und seiner Nachbarvölker eingelegt. Der Verlauf des Krieges bis zur Rückkehr des Dareios beschließt diesen Abschnitt (4.122-144).

Etwas anders ist der Bericht über den libyischen Feldzug komponiert, der den Rest des vierten Buches (145-205) ausfüllt. Hier verschiebt Herodot gleich zu Beginn die Angabe der Veranlassung auf später und setzt an den Anfang die Geschichte Kyrenes und seiner Herrscher. Dann erst folgt die vertraute Kompositionstrias: Ursache des Krieges, Beschreibung Libyens und Verlauf des Feldzugs.

Das fünfte Buch beginnt mit der Unterwerfung Thrakiens durch die Perser (5.1-27). Das präludiert der Erzählung des ionischen Aufstandes, die bis in den ersten Teil des folgenden Buches reicht (5.28-6.32). Der Verlauf des Aufstandes wird mit all seinen Ausweitungen auf Phrygien, Karien, den Hellespont und Kypros bis zur Katastrophe, dem Untergang Milets, ohne wesentliche Unterbrechung erzählt. Dann kommt der Beginn der großen, Griechenlands Freiheit bedrohenden Unternehmungen der Perser, und der Hauptteil des sechsten Buches (48-140) schließt sich um den von Dareios befohlenen Zug und die erste große Bewährung der Athener bei Marathon. Aber bis dahin kommen noch über zwei Bücher herodoteische Darstellung. Was hat er über Dareios und die Skythen zu berichten?

Wie beim ägyptischen Logos auch, finden sich Stellungnahmen von Herodot zu seinen Quellen. So heißt es in 4.11, nachdem Herodot *eine* Version einer Geschichte erzählt hat, „es gibt noch eine andere Sage, an die ich mich am liebsten halten möchte.“ In 4.23-25 wird ein sagenhaftes Volk geschildert, das Herodot nur vom Hörensagen kennt. Es lebt sehr weit entfernt und zeichnet sich dadurch aus, dass alle, Männer und Frauen, „schon als Glatzköpfe auf die Welt kommen sollen“ (4.23) Die vorsichtige Formulierung zeigt schon eine gewisse Distanz des Autors zu seinen Informanten. Herodot wird aber noch deutlicher: 4.24 beginnt mit der Aussage, dass man bis hin zu diesen Glatzköpfen von Land und Leuten noch einigermaßen Bescheid wisse. Denn nicht nur die Skythen, sondern auch die Griechen würden bis dahin kommen und Handel treiben: „Die Skythen aber, welche zu ihnen kommen, müssen durch sieben Dolmetscher in sieben Sprachen mit ihnen verkehren.“

Das kann so nicht stimmen. Man kann sich ja leicht die Situation vorstellen, und es wäre nicht schwer, den ersten Dolmetscher sozusagen die siebente Sprache lernen zu lassen – dann kann man sich die anderen sparen. Die Formulierung Herodots legt also nahe, dass sie nicht konkret, sondern abstrakt gebraucht ist. Die Formulierung stellt keinen eigentlichen, sondern einen uneigentlichen Ausdruck dar. Die Worte Herodots sind nicht *proprie*, sondern *translate* gebraucht. Die Metapher bezeichnet vielmehr die Tatsache, dass die Glatzköpfe eine schwierige Sprache sprechen, dass sie wirklich weit entfernt sind, und dass einiger Aufwand nötig ist, mit ihnen in Kontakt zu treten.

Bis zu den Glatzköpfen ist das Land noch bekannt, heißt es weiter (4.25). Aber was dahinter liegt, weiß keiner. Es gibt zwar tolle Geschichten, wie die, dass hinter den Bergen Leute leben, die sechs Monate schlafen. Aber Herodot bekennt, dass er das nicht glauben kann.

Auf seiner Expedition sieht Herodot auch Tiere ungewöhnlicher Gestalt, Rinder ohne Hörner beispielsweise. Er führt dies auf die Kälte zurück, die verhindert, dass den Tieren Hörner wachsen. Und im Umkehrschluss wird die *Odyssee* zitiert, wo es heißt, dass in Libyen – wo es sehr heiß ist – bereits den kleinen, neugeborenen Lämmern Hörner wachsen – ein Beweis *e contrario*.

Dass Homer (und in diesem Fall auch Hesiod), gewissermaßen wie Zeugen, etwas bestätigen, führt Herodot auch bei Hyperboreern an. Sowohl Hesiod als auch Homer würden ja von den Hyperboreern sprechen, heißt es 4.32. Homer allerdings in einem Gedicht, das ‚Epigonen‘ heißt, und von dem Herodot sagt, dass es nicht sicher sei, ob das Gedicht wirklich von Homer stamme.

Zwischen diesen beiden Dichterzitaten findet sich eine weitere Bemerkung Herodots zum eigenen Text. In 4.30 spricht er davon, dass er sich „von vornherein vorgenommen hatte, (sich) hin und wieder eine Abschweifung zu gestatten.“ Dass Herodot überhaupt oft auf Dinge zurückgreift, die er nur vom Hörensagen kennt, oder die bei anderen berichtet werden, die sie ihrerseits nur vom Hörensagen kennen, hat Herodot bereits 4.26 eingeräumt.

In einem Abschnitt thematisiert Herodot seine Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Theorien. Die Vorstellung des Hekataios vom Okeanos, der die Erdteile umfließt, verwirft Herodot in 4.36: „Ich muss lachen“, schreibt Herodot von sich, „wenn ich sehe, wie viele Menschen schon Erdkarten gezeichnet haben, ohne alle Vernunft. Da soll der Okeanos rund um die Erde fließen, als ob die Erde kreisrund und Europa so groß wie Asien wäre.“ Herodot greift das Sujet nochmals auf in 4.45. Für ihn gibt es drei Erdteile, Libyen, Europa und Asien. Herodot kann nicht ermitteln, warum die drei Erdteile, die doch *ein* Land sind, drei verschiedene Namen haben und nach Frauen benannt sind. Der erste Teil der Aussage ist ganz bemerkenswert, weil Herodot offensichtlich klar ist, dass man von Europa nach Asien und nach Afrika zu Fuß gehen kann. Man braucht kein Schiff, denn die Länder hängen ja zusammen! Herodot muss also Kunde gehabt von Handelswegen, regelmäßig gebrauchten Routen, die einem Austausch zwischen den Völkern dienen.

Der zweite Teil des Satzes behandelt natürlich die leidige Frage nach Europa. „Offenbar war diese Europa ja aus Asien,“ schreibt Herodot, „und sie ist gar nicht in das Land gekommen, das von den Griechen jetzt Europa genannt wird, sondern nur von Phoinike nach Kreta und von da nach Lykien.“ Herodot ist wenig befriedigt vom zweifelhaften Resultat seiner Erkundungen. Aber er referiert diesen Zustand offen und schließt: „Lassen wir es bei der hergebrachten Meinung bewenden.“ (4.45fin.)

Art, Anlage und Umfang der bewohnten Welt war schon vor Herodots Zeit Gegenstand des Interesses. Herodot berichtet im Zusammenhang seiner Ausführungen von einer Expedition, die Dareios aussendet. Es geht um den Indus, den zweiten Fluss nach dem Nil, in dem es Krokodile gibt. Dareios will wissen, wo dieser Fluss ins Meer mündet. Er schickt zu diesem Zwecke eine Anzahl Männer aus, von denen es heißt, dass Dareios „ihnen zutraute, dass sie die Wahrheit sagen würden“ (4.44). Unter den Leuten befindet sich ein Skylax von Karyanda. Karyanda ist ein kleiner Ort in unmittelbarer Nähe von Halikarnass. Das mag nur Zufall sein, dass auch Milet nicht weit weg ist, von wo Hekataios stammt. Auf jeden Fall ist es so, dass zu Beginn und in der Mitte des fünften Jahrhunderts drei nachmals bedeutende Perihegeten aus derselben Gegend kommen. Hekataios und Herodot gelangen immerhin bis nach Ägypten, Herodot wohl auch noch zu den Skythen. Skylax aber wird es am weitesten treiben und den Indus hinabfahren. Er hätte mit Leuten reden können, die Sanskrit gesprochen haben; von seinem Werk ist leider fast nichts erhalten (FGrHist 709).

Gegen Ende der jeweiligen Einlagen findet sich der Abschnitt über die *nómoi*, die Sitten, des jeweiligen Stammes. Danach kommen noch ein paar Wundergeschichten zur Abrundung.

Die Skythen sind das grausamste Volk, das Herodot kennt. Und er illustriert das an einigen furchtbaren Beispielen. In 4.64 heißt es, dass die Skythen das Blut ihrer toten Feinde trinken. Den toten Gegnern wird der Kopf abgetrennt, dieser wird zum König gebracht; sonst gibt es keinen Anteil an der Beute für die Skythen. Der Kopf wird skalpiert; ein Schnitt rund um die Ohren und das Gehirn wird herausgeschüttelt. Die Haut wird gegerbt und als Handtuch benutzt. „Denn wer die meisten Handtücher (von Menschenhaut) besitzt, gilt als der Tapferste. Manche machen sich sogar Kleider aus den abgezogenen Häuten, die sie wie Pelzwerk

zusammennähen. Manche ziehen auch ihren erschlagenen Feinden von der rechten Hand die Haut samt ihren Nägeln ab und machen sich daraus Deckel für ihre Köcher.“

Dieses Köpfeabschlagen und Hautabziehen wird noch etwas länger geschildert; es gibt da verschiedene Techniken, darunter eine für die eigenen Verwandten (4.65). Wer noch niemanden erschlagen hat, darf am einmal jährlich veranstalteten festlichen Umtrunk nicht teilnehmen. Diese armen Leute sitzen ungeehrt dabei, „und das ist für sie die größte Schande. Hat aber einer schon sehr viele Feinde erschlagen, so bekommt er sogar zwei Becher und trinkt aus beiden zugleich“ (4.66).

Die Grausamkeiten erreichen einen Höhepunkt bei der Bestattung eines Königs. Da wird jede Menge Personal getötet und dem toten König mitgegeben (4.71). Aber man kann auch das noch steigern: Ein Jahr nach dem Tod des Königs werden fünfzig seiner Diener und fünfzig seiner Pferde getötet und ausgestopft! Die toten Jünglinge werden auf die toten Pferde gesetzt und mit Stangen befestigt. Diese fünfzig toten Reiter sitzen auf fünfzig toten Pferden und bewachen das Grab des Königs (4.72): eine beeindruckende Szenerie, ohne Zweifel. Mit solchen und ähnlichen Geschichten endet der skythische Exkurs, an dessen Anfang ein Mythos die Frühgeschichte des Volkes schildert.

Es gab in dieser Frühzeit drei Brüder, denen etwas Merkwürdiges widerfuhr. Es fielen nämlich vor ihnen goldene Gegenstände vom Himmel: Ein Pflug und ein Joch, ein Beil, sowie eine Schale (4.5). Diese wunderschöne Szene, die wie der Beginn der Zivilisation wirkt, hat im vergangenen Jahrhundert in der indogermanischen Altertumskunde eine bedeutende Rolle gespielt.

Man hat diese Szene als mythischen Reflex einer untergegangenen Sozialstruktur interpretiert, also angenommen, dass in Form eines Mythos Historie transportiert wird. Erinnerung an eine Epoche, die es nicht mehr gibt, transformiert in eine Erzählung. Man hat angenommen, dass die indogermanische Gesellschaft trifunktional organisiert war: Es gab Bauern – für die ist Pflug und Joch, es gab Krieger – für die ist das Beil, und es gab Priester – für die ist die Schale, mit der die Gußopfer, die Libationen, vorgenommen werden.

Vor allem mit dem Namen Georges Dumézil ist diese so genannte ‚idéologie tripartite des Indo-Européens‘ verbunden. Die Theorie ist aus der Mode gekommen; ein *locus classicus* war diese Herodotstelle.

*

Auf den Exkurs folgen bei Herodot die Schilderungen der kriegerischen Ereignisse selbst. Die entsprechenden Passagen 4.83-142 benutzt Herodot, um einige Facetten des Charakters von Dareios darzustellen.

Als erstes zeigt Herodot die Gier des Dareios. In 4.83 geht es um die unmittelbaren Vorbereitungen des Krieges. Die Truppen werden zusammengestellt, Schiffe müssen besorgt werden. Da rät dem Dareios sein Bruder dringend davon ab, gegen die Skythen zu ziehen, „bei denen ja doch nichts zu holen sei.“ Dareios will aber unbedingt Krieg führen und auch eines der letzten Völker in seinem Einflussbereich noch unterwerfen.

Im nächsten Abschnitt zeigt Herodot die Grausamkeit des Dareios. Ein Perser bittet Dareios, ihm wenigstens einen von seinen drei Söhnen da zu lassen und nicht alle drei in den Krieg zu schicken (4.84). Dareios antwortet zunächst, dass er auf eine so freundliche Bitte nicht anders reagieren könne, als ihm alle drei Söhne

dazulassen. Dareios befiehlt daraufhin seinen Leuten, alle drei Söhne zu töten. „So konnten sie freilich dableiben, aber sie waren tot“ schließt Herodot den Absatz.

Die Eitelkeiten des Dareios werden auch geschildert. Besonders modern klingt eine Episode, in der es darum geht, dass Dareios eine Brücke über den Bosporus bauen lässt. Daraufhin wird ein prächtiges Gemälde angefertigt, „auf dem die ganze Brücke über den Bosporos, Dareios auf hohem Throne und das hinüberziehende Heer abgebildet waren“ (4.88).

Der Krieg selbst ist kein Erfolg. Was auch wenig verwundert bei den grausamen Skythen, gegen die die Perser wenig ausrichten können. Herodot folgt in seiner Darstellung wieder den eigenen Interessen und referiert, was er gehört hat über die Nachbarvölker der Skythen.

Waren die Skythen schon teilweise phantastische Typen, so sind es die Nachbarvölker um so mehr. Zwei von denen seien aus der relativ langen Passage 102-117 ausgewählt.

Zunächst die Androphagen. Sie sind das roheste unter allen Völkern (4.106), es gibt bei ihnen keine Gesetze oder juristische Institutionen. Sie ziehen mit ihren Herden im Land umher, sind also Nomaden, kleiden sich wie die Skythen, sprechen aber eine eigene Sprache. Sie sind die einzigen Menschenfresser, von denen Herodot gehört hat.

Etwas länger und malerischer, weniger düster, ist Herodots Schilderung der Amazonen (4.110-116): Dieser merkwürdige Stamm tauchte ab und zu im Land der Skythen auf zum Plündern. Darauf zieht sich der Stamm aber gleich wieder zurück. Als die Skythen einmal mit ihnen kämpfen, halten sie sie zunächst für Männer, sehen erst später an den Leichnamen, dass sie es mit Frauen zu tun haben (111). Dieser Befund beeindruckt die Skythen so sehr, dass sie Jünglinge aussenden, die nicht mit den Amazonen kämpfen, sondern sie letzten Endes schwängern sollen. Die Skythen hätten nämlich gerne Kinder von solchen Frauen. Eine solche Operation ist nicht ganz einfach. Das erfordert viel Zeit, Geduld, Konzentration und ein wenig Glück. Es gelingt schließlich einigen Jünglingen, bei den Amazonen Gnade zu finden (113). Miteinander sprechen konnten sie aber nicht, aber „durch eine Handbewegung“ (so schreibt Herodot) verabreden sie sich wieder. Es wird immer phantastischer, denn es scheint noch eine Handbewegung zu geben, durch die angedeutet wird, dass man und frau jeweils noch einen resp. noch eine mitbringen soll.

Die paradiesischen Zustände, die Herodot schildert, dauern einige Zeit – solange bis es den Männern endlich gelingt, die Sprache der Amazonen zu erlernen (114). Dann endlich schlagen sie ihren Damen vor, doch mit ihnen sesshaft zu werden. Sie hätten genug Vermögen und überhaupt sei das ein ruhigeres Leben. Leider lehnen die Damen das Angebot ab. Sie sagen, sie seien ihren unabhängigen Lebensstil gewöhnt (115). Die Damen machen im Gegenzug ihrerseits das Angebot: Wenn ihr uns behalten wollt, dann kommt doch mit. Was ein echter Mann sein will, der zögert keine Sekunde, und so reiten sie davon (116).

*

Der Krieg selbst ist eine einzige Katastrophe. Dies aber nicht so sehr durch grauenhafte Niederlagen, oder durch furchtbares Gemetzel, sondern durch die Kette der Demütigungen, denen Dareios ausgesetzt ist. Die Skythen weigern sich beispielsweise, überhaupt in Kontakt zu treten mit den Persern. Sie ignorieren diese Leute einfach; sie selbst sind ja Nomaden, ziehen umher und weichen einfach aus. Die Perser verfolgen die Skythen andauernd. Wenn es dann einmal zu einem Treffen

kommt, wie in 4.132, schicken die Skythen ganz rätselhafte Geschenke. Es handelt sich um einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und um fünf Pfeile, die die Skythen den Persern schicken.

Dem Dareios ist sofort klar, was das zu bedeuten hat – die bedingungslose Kapitulation der Skythen. Seine Deutung: „Die Maus lebe in der Erde und nähre sich von denselben Früchten wie der Mensch, der Frosch im Wasser, der Vogel könne sehr wohl mit dem Pferde verglichen werden, und mit den Pfeilen gäben sie ihre Kriegsmacht in seine Hände.“ Glücklicherweise ist Dareios von einem Berater begleitet, der ihm eine andere Lesart präsentiert: „Wenn ihr nicht wie Vögel gen Himmel fliegt, Perser, oder wie Mäuse in die Erde kriecht oder wie Frösche ins Wasser springt, so werdet ihr nicht nach Hause kommen, sondern von diesen Pfeilen erschossen werden.“

Der Unterschied zwischen den beiden Deutungen ist offensichtlich: Dareios ist es gewohnt, recht zu behalten und bietet assoziative Beliebigkeiten. Sein Adjutant dagegen konstituiert eine Signifikantenkette – er begreift, dass drei Gegenstände zusammen gehören, Vogel, Maus, Frosch, die Pfeile dagegen etwas anderes bezeichnen müssen. Man muss dann nur noch herausfinden, in welcher Relation der eine Gegenstand zu den drei anderen steht. Das ist naheliegend aufgrund der Situation – die Pfeile können sowohl Vogel, Maus und Frosch erreichen, mithin töten. Und wenn man die Situation jetzt noch einmal betrachtet – auf der einen Seite die Skythen, auf der anderen die Perser, dann ist es naheliegend, dass die eine Gruppe von Zeichen die einen, das eine andere Zeichen dagegen die anderen bezeichnet.

Während dieser Überlegungen ereignet sich noch etwas anderes: Die beiden Heere stehen einander gegenüber, und die Perser beobachten die Skythen. „Während die Skythen so in Schlachtordnung standen“, heißt es bei Herodot (4.134), „sprang ein Hase mitten durch ihre Reihen, und als sie den sahen, waren sie alle hinter ihm her. Verwundert über das Getümmel und das Geschrei fragte Dareios, was der Lärm bei den Feinden zu bedeuten habe, und als er hörte, dass sie einen Hasen verfolgten, sagte er zu den Vertrauten, mit denen er auch sonst zu reden pflegte. ‚Diese Leute verachten uns so sehr, und ich sehe jetzt ein, dass Gobryes (sc. sein Adjutant) mit den Geschenken der Skythen recht gehabt hat. Deshalb müssen wir jetzt, wo ich die Sache ebenso ansehe, gut überlegen, wie wir mit heiler Haut wieder nach Hause kommen.‘“

An dieser Stelle lässt sich eine Szene aus den *Persern* des Aischylos anführen. Die Niederlage der persischen Flotte wird am persischen Hof in Susa gemeldet. Atossa, die Königin, bricht zusammen. Sie weiß nicht mehr ein noch aus und geht zum Grab des Dareios. Der erscheint aus der Unterwelt. Er spricht Atossa an. Dareios erkundigt sich, welches Unheil denn eingetreten sei. Herodot zeigt einen Dareios, der genau zu diesem aischyleischen Dareios passt. Der sich vorstellt als jemand, der so mächtig ist, dass ihn selbst die Totengötter nicht zurückhalten können (v. 691): ‚Jedoch ich bin gekommen, bei jenen Totengöttern herrenmächtig, wie ich bin‘. Und der sich Sorgen macht um sein Erbe, das er zurückgelassen hat (v. 693): ‚Welches neue Unheil lastet denn so schwer auf den Persern?‘ Und der sich überhaupt nicht vorstellen kann, was für eine Katastrophe ihn erwartet: Der Untergang der persischen Flotte. Er selber hätte sich ja auch zurückgezogen, er selber hat ja auch die Zeichen ihn ähnlichen Situationen seinerzeit beachtet. Er kannte seine Grenzen, sein Sohn Xerxes offensichtlich nicht.

Die Götter lassen solche Transgressionen nicht auf sich ruhen. Wer es zu weit treibt, muss selbst mit dem Schlimmsten rechnen. Herodot nennt hierfür viele Beispiele; eines der eindrucksvollsten findet sich am Ende des vierten Buches.

Es geht um eine Herrscherin im kyrenäischen Barka, die den Namen Pheretime trägt. Diese lässt, als die Perser die Stadt erobern und sie als Herrscherin einsetzen, die Gegner töten. Das ist kein Frevel, aber wie sie das tut, schon. Die Männer werden gekreuzigt, den Frauen werden die Brüste abgeschnitten, bevor sie an der Mauer aufgehängt werden (4.202). Pheretime selbst wird kein gutes Ende nehmen, berichtet Herodot im letzten Abschnitt des vierten Buches (4.204): „sie wurde nämlich bei lebendigem Leibe von Würmern gefressen.“ Herodot kommentiert: „Also machen sich die Menschen durch übermäßige Rache bei den Göttern verhasst.“ Das ist etwas, was Dareios nie getan hat. Er hat zwar das Maß gefüllt, bis obenhin mit seiner Grausamkeit, aber er hat den Bogen nie überspannt.

*

Das fünfte Buch beginnt mit der Schilderung der Unterwerfung Thrakiens durch die Perser. Eine erfolgreiche Aktion, die kurz und bündig erzählt ist. Es gibt keine spektakulären Exkurse in dieser Passage.

In 5.28 beginnt die Darstellung des ionischen Aufstandes. Diese Ereignisse markieren den eigentlichen Beginn der Auseinandersetzungen zwischen Griechen und Persern. Der Aufstand wird niedergeschlagen werden – Herodot braucht für dieses Stück auffallend viel Text, und dies ist umso auffälliger, als die Schilderungen auch keine längeren Exkurse enthalten. Ein Textstück fällt etwas aus den Rahmen, das ist die Darstellung der athenischen Geschichte in 5.55-96. Aber diese Darstellung ist nötig, weil Athen (mit Sparta, das kurz vorher in 5.39-48 gewürdigt wird) ein Protagonist der persisch-griechischen Auseinandersetzungen sein wird. Die Erzählweise Herodots scheint sich also zu zentrieren, Herodot kommt offensichtlich zu seinem eigentlichen Thema.

Die Geschichte des ionischen Aufstandes ist schnell erzählt: Eine Gruppe von Bürgern unter Führung des Aristagoras erhebt sich gegen den persischen Satrapen Histiaios. Dieser war von Dareios für seine Verdienste mit einer Satrapie belohnt worden, ist zur Zeit des Aufstandes aber nicht in Milet, sondern weilt im Königspalast in Susa. Einige Kernstellen lassen sich kurz anführen:

In 5.28 wird Milet geschildert und als „die Perle von Ionien“ bezeichnet. Der Aufstand bricht also nicht in der unbedeutendsten Stadt der Satrapie aus. In 5.38 ist die Tyrannis beendet, es kommt zur *tyrannon katápausis*. Aristagoras muss sich jetzt Verbündete suchen, die ihm Hilfe und Beistand leisten, wenn die Perser versuchen werden, ihre Satrapie zurückzuerobern. So kommt es zwanglos zu den beiden Einlagen über die spartanische und die athenische Geschichte.

Als kurzes Stück zwischen die beiden Frühgeschichten von Sparta und Athen findet sich eine Schilderung der so genannten Königsstraße, die von Sardes bis nach Susa führt (5.52-54). Man braucht drei Monate für die Reise, oder wie Herodot genau sagt, eigentlich „drei Tage mehr als drei Monate“ (5.54fin.).

Im athenischen Exkurs begegnet die Schilderung der Tyrannis der Peisistraden, genauer gesagt, ihr Ende im Jahre 514. Herodot erwähnt die Ermordung des Peisistratos-Sohnes Hipparchos durch Aristogeiton und Harmodios kurz in 5.55. Es gibt eine kleine Vorgeschichte, in der ein unheilvoller Traum des Hipparchos geschildert wird, der seiner Ermordung vorausgeht (5.56). Vier Jahre später endet dann auch die Tyrannis der Bruders des Hipparchos, des Hippias. Dieser Peisistradide wird schließlich mit spartanischer Hilfe aus Athen vertrieben (5.65): „So wurden die Athener von den Tyrannen befreit.“

In die Passage eingelegt ist ein Exkurs, der nur sehr wenig mit den politischen Ereignissen zu tun hat – es geht nämlich um die Übernahme des Alphabets (5.58-61) – dazu gleich, vorher jedoch zur Tyrannenmörderpassage bei Thukydides.

Bei Thukydides gibt es nur wenige Exkurse. Im ganzen erhaltenen Werk, das etwa den Umfang des herodoteischen Geschichtswerks gleichkommt, findet sich nicht einmal ein halbes Dutzend solcher Einlagen. Wenn ein Exkurs erscheint, dann an signifikanter Stelle. Bei Thukydides findet sich der Tyrannenmörder-Exkurs bei der Darstellung einer Episode aus der Biographie des Alkibiades, dem Kommandeur der athenischen Flotte. Als diese nach Sizilien ausfährt, um dort die spartanischen Verbündeten zu schlagen und das reiche Sizilien für Athen zu erobern, kommt es zu unheilvollen Szenen. In der Nacht vor der Ausfahrt werden die Hermenstatuen in Athen verstümmelt – der so genannte Hermokopidenfrevell. Alkibiades wird sofort verdächtigt; er behält zwar noch kurze Zeit das Kommando, wird dann aber abgesetzt. Die Athener argwöhnen eben, so schreibt Thukydides, dass Alkibiades nach einer Art Alleinherrschaft in Athen strebe. Das gehässige Gerede wird gegen Alkibiades benutzt, um einen Vorwand zu haben, ihm weitere Prestigegewinne zu versagen.

„Denn das Volk“ (heißt es bei Thukydides 6.54.3) „wußte vom Hörensagen, wie die Tyrannis des Peisistratos und seiner Söhne gegen Ende drückend geworden war, dazu nicht einmal von den Athenern selbst und Harmodios gestürzt worden war, sondern von den Spartanern; darum war es immer in Angst und hatte jeden in Verdacht.“

Thukydides referiert eine historische Parallele: Es gibt jetzt, zumindest in der Wahrnehmung einiger, Anzeichen dafür, dass Alkibiades so ein Tyrann werden könnte wie es seinerzeit die Peisistratiden waren – zumindest dem Hörensagen nach. Thukydides folgt also seiner Pflicht als faktentreuer Historiker und gibt den Standpunkt einer damals maßgeblichen Partei wider, die letzten Endes dafür sorgt, dass Alkibiades entmachtet wird. Aber gleich darauf folgt die Wahrheit, und der unmittelbar folgende Abschnitt 6.54.1 beginnt mit einer sensationellen Ankündigung: „Denn Aristogeitons und Harmodios' kühner Anschlag kam aus einer Liebesgeschichte, die ich ausführlicher erzählen will, um zu beweisen, dass sowenig wie die andern die Athener selbst über ihre eignen Tyrannen und den wirklichen Vorgang irgend etwas Genaueres berichten.“

Thukydides bringt zunächst eine historische Korrektur (6.54.2-4): „Nachdem nämlich Peisistratos als alter Monarch gestorben, fiel die Herrschaft nicht an Hipparchos, wie alle Welt meint, sondern an den erstgeborenen Hippias.“ Und jetzt kommt der wahre Grund: „Für den jugendschön erblühten Harmodios aber entbrannte Aristogeiton, ein Mann aus der Stadt, ein mittlerer Bürger, und gewann seine Liebe. Aber Hipparchos Peisistratos' Sohn machte dem Harmodios Anträge, die der Jüngling ausschlug und dem Aristogeiton verriet. Dieser, in wildem Liebesschmerz und Angst, dass Hipparchos mit der Gewalt seiner Macht den Geliebten zwänge, macht sofort Pläne, um, bei seiner bescheidenen Stellung, die Tyrannis zu stürzen.“

Nachdem Thukydides nochmals bestätigt, dass Hippias herrschte, wie das für ihn als Erstgeborenen auch zu erwarten war, schließt er über Hipparchos ab (6.55.4): „Hipparchos aber kam durch seinen unglücklichen Tod zu seinem Namen, der ihm sogar Tyrannenruhm bei der Nachwelt eintrug.“

Es folgt die Schilderung des Mordanschlags, bei der es heißt, dass beide, Aristogeiton und Harmodios, sich auf Hipparchos stürzten „ohne langes Besinnen in der äußersten Wut – des Nebenbuhlers der eine, der andere des Gekränkten –, stießen (sie) zu und erstachen ihn“ (6.57.3). Thukydides beschließt seine

ernüchternde Richtigstellung (6.59.1): „Auf diese Weise war bei Harmodios und Aristogeiton ein Liebesverdruss der Ursprung des Anschlags und kam ihr dumm-tolles Zuschlagen aus dem Augenblicksschreck.“

Die Gegenüberstellung zeigt, dass Herodot erzählt, was ihm erzählt wird, ohne sich kritisch zu seinen Quellen zu verhalten. Thukydides dagegen prüft, nicht nur die Erzählungen, sondern auch ihm vorliegende Dokumente (6.55.1), wenn er von Inschriftentafeln auf der Akropolis spricht, die er untersucht hat. Für Herodot ist dies ein Exkurs unter Myriaden von Exkursen, für Thukydides ist es ein Exkurs, der unter den ohnehin seltenen Exkursen hervorsticht. Denn dieser Exkurs dient ihm als Modell, als *specimen* seiner kritischen Historiographie.

*

Mit dem fünften Buch beginnt die Schilderung der persisch-griechischen Auseinandersetzungen. Diese nehmen ihren Anfang mit dem Aufstand der ionischen Städte, die ihre Tribute nicht mehr an den vom Großkönig eingesetzten Satrapen zahlen wollen. Nach der Vertreibung der persischen Herrscherclique suchen die ionischen Städte, als Gründungen griechischer Kolonisten, Hilfe im griechischen Mutterland. Gesandte kommen nach Sparta und Athen, und Herodot ergreift die Gelegenheit, die spartanische und athenische Frühgeschichte zu schildern.

Im Rahmen dieser Geschichten wird auch die dorische Besiedlung des reichen Sizilien erwähnt (5.46) – die ja letzten Endes der Grund dafür ist, dass die Athener sich an einem kritischen Punkt des peloponnesischen Krieges entscheiden, nach Sizilien auszufahren. Und im Rahmen dieser Geschichten wird aus der athenischen Frühgeschichte der Sturz der Tyrannis der Peisistratiden mitgeteilt.

Nachdem Herodot diese Ereignisse geschildert hat, heißt es, dass die Mörder des Hipparchos zum Volk der Gephyraier gehörten. Nach Herodots eigenen Nachforschungen (auf denen er besteht, denn es sind da andere, falsche Geschichten im Umlauf, wie es 5.57 heißt) sind die Gephyraier jedoch nichts anderes als Phoiniker.

Diese Feststellung ist ihrerseits der Anlass, etwas von den Phoinikern zu erzählen. Dieses Aneinanderreihen ist typisch für Herodot. Man erwartet jetzt beinahe das übliche herodoteische Programm – mythische Frühgeschichte, eine kleine Perihegese und zum Abschluss die wunderbaren Geschichten über Särge, Mumien und andere Monstrositäten. Aber bei den Phoinikern hat Herodot nur eine einzige Sensation zu bieten: die Buchstabenschrift (5.58-61).

Die Ionier sind das Nachbarvolk der Phoiniker in Kleinasien und übernehmen die phoinikische Buchstabenschrift „mit geringen Änderungen“, „nannten sie auch mit Recht phoinikisch, da die Phoiniker sie nach Griechenland gebracht hatten“ (5.58). Dieser eine Satz bei Herodot und dazu noch eine Inschrift aus Teos, wo die Buchstaben als ‚phönizische‘ Buchstaben bezeichnet werden (SIG³ 38, Zeile 37), sind die einzigen Zeugen für den Import des Alphabets. Desweiteren ist nur noch eine Inschrift anzuführen, in der als Titel, als Funktion, ein phoinikográphos neben einem grammateús erwähnt wird (in einem Hermes-Kult in Mytilene; IG xii.2.96 & 97); das mögen wohl die Schreiber oder die Protokollanten der Zeremonien gewesen sein.

Nähere Aussagen lassen sich nicht treffen; das Material früher Inschriften reicht nicht aus, um zu sagen, wann und wo genau und in welchem Umfang sich die Alphabetisierung vollzog. Es gibt zwar keine Alphabetinschriften vor dem 8. Jh. - ab dieser Zeit jedoch dürfte die griechische Schrift im gesamten Ägäis-Raum in Gebrauch sein. Sicher ist, dass der Beschreibstoff Papyrus bereits zu Beginn des

letzten Jahrtausends vor Christus in der Ägäis und der levantinischen Küste Gebrauch fand. Mit anderen Worten: Wenn Homer gewollt hätte, hätte er schreiben lernen können und seine Werke auch schriftlich konzipieren können. Irgendjemand muss es ohnehin recht früh getan haben, denn wenn Peisistratos in Athen den Homer-Text redigieren lässt in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, muss es schon mehrere Texte gegeben haben – sonst wäre die Redaktion, die orthoepische Diaskeuase, ja nicht nötig gewesen.

*

Als wertvolles Zeugnis aus der athenischen Frühgeschichte, jenem Exkurs, in dem die Buchstabengeschichte ihrerseits ein Exkurs ist, sei noch eine kurze Passage vorgestellt. Es handelt sich um 5.78. Herodot preist die Freiheitsliebe der Athener und verkündet, dass man nur als ein freier Mann wirklich seine Stadt verteidigt und besser kämpft als jemand, der von der Tyrannis geknechtet wird.

Diese Athener setzen den Persern sehr zu. Es gelingt ihnen unter anderem gemeinsam mit den Ioniern, Sardeis zu erobern. Als Dareios davon erfährt, soll er nur gefragt haben, „wer denn die Athener seien.“ Und dann schwört er ihnen Rache (5.105): Er verlangt seinen Bogen, legt einen Pfeil hinein, schießt ihn in den Himmel und sagt dabei: „Zeus, verschaffe mir Rache an den Athenern!“. Dareios befiehlt seinem Diener außerdem, jedesmal bei Tisch dreimal zu sagen. „Herr, gedenke der Athener!“ Es folgt die persische Reconquista, die Wiedereroberung der verlorenen Satrapie Ionien. Der Fall Milets wird geschildert (6.18-21) und die Seeschlacht bei Lade, einer kleinen Insel vor Milet, mit der griechischen Niederlage (6.6-17).

Als Detail sei eine typisch herodoteische Novelle erwähnt. Solche Kurzepisoden begegnen zu Dutzenden, wenn man längere Passagen in Herodots Werk durchgeht. Eine der vielen kommt jetzt als Beispiel; es handelt sich um ein so genanntes Aition.

In 5.114 geht es um den abgetrennten Kopf eines Feindes, der über dem Stadttor zur Abschreckung und als Siegestrophäe aufgehängt wird. Dieses schaurige Detail wird von Herodot mit einer Geschichte verbunden: Ein Bienenschwarm hat sich nämlich dort angesiedelt und den Kopf mit Waben gefüllt. Aufgrund dieses merkwürdigen Zufalls wird das Orakel befragt. Das Orakel befiehlt, den Kopf zu begraben, den Toten als Heros zu verehren und ihm jährlich Opfer zu bringen.

So erzählt Herodot: Ein mehr oder weniger banales Ereignis, eine Kriegstrophäe, wird Gegenstand einer kleinen Geschichte. Diese Kurznovelle wiederum funktioniert als Kultaition.

*

Der Fall Milets war seinerzeit ein bedeutendes historisches Ereignis. Herodot berichtet darüber, dass es eine Tragödie gab, die dieses Ereignis zum Gegenstand hatte. Sie soll von einem Phrynichos stammen und ‚Die Einnahme von Milet‘ – *Milétou hálosis* – geheißen haben. Das Stück hatte einen ganz singulären Erfolg: Herodot berichtet (6.21), dass, als die *Miletou halosis* in Athen aufgeführt wurde, das ganze Theater in Tränen ausbrach. Zum Dank für seinen Erfolg wurde Phrynichos mit einer Strafe von 1000 Drachmen belegt, „weil er sie (die Athener) an ein so schmerzliches Ereignis erinnert hatte.“ Das Stück durfte auch nie wieder aufgeführt werden.

Milet wird 494 erobert, für das Stück des Phrynichos denkt man als Aufführungsdatum 492, also nicht viel später. Phrynichos hat ein zweites Mal

Zeitgeschichte behandelt, und zwar in einem ‚Phoinissai‘ betitelten Stück. Dieses Stück hat die persische Niederlage bei Salamis zum Thema, mithin also dasselbe Sujet wie die ‚Perser‘ des Aischylos. Nachrichten liegen nicht viele vor; man weiß nur, dass bei Phrynichos bereits am Anfang der Bote die Niederlage der Perser verkündet, während es bei Aischylos etwa in der Mitte des Stücks erfolgt. Phrynichos hat also offensichtlich sein Stück um ein anderes spannendes Ereignis zentriert, über das wir nur spekulieren können.

Herodot schildert im Folgenden, wie einige der Mileter, diejenigen, die nicht in Gefangenschaft geraten, auswandern. Sie kommen nach Sizilien und siedeln dort. Dies ist eine der wenigen Passagen, die sowohl Herodot als auch Thukydides schildern. Bei Herodot ist es diesmal länger (6.22-24), bei Thukydides kürzer (6.4.5sq.). Bei der Tyrannenmörderpartie war es ja umgekehrt, weil Thukydides die Gelegenheit ergriffen hatte, die Angaben seines Vorgängers und einiger Anderer richtigzustellen.

Die Passage über den ionischen Aufstand schließt Herodot in 6.32. Dort heißt es lapidar: „So wurde Ionien zum drittenmal unterworfen, das erstemal von den Lydern und dann zweimal nacheinander von den Persern.“

*

Der Hauptteil des sechsten Buches, von 48 bis zum Schlußkapitel 140, schließt sich um den von Dareios befohlenen Zug. Diese Strafexpedition gegen die ‚frechen‘ Griechen hat ein für Dareios unerwartetes erstes Ergebnis in der Niederlage bei Marathon. Diese erste große Bewährung der Athener bei Marathon wird mit den bereits bekannten Mitteln herodoteischer Komposition dargestellt.

Dareios fordert zunächst von den Griechen die Zeichen der Unterwerfung. Als daraufhin mit den anderen Inseln auch Aigina Erde und Wasser darbietet, führt dies zur Beschwerde der Athener und Intervention der Spartaner unter ihrem König Kleomenes († ca. 490). An dieser Unternehmung läßt sich die Problematik aufrollen, die mit dem Verhältnis Athens zu der ihm vorgelagerten Insel verbunden ist. Dieser aiginetische Exkurs von 49-93 wird nun aber seinerseits zum Rahmen, innerhalb dessen bedeutende Stücke spartanischer Geschichte erzählt werden können – also das bekannte Verfahren, der Exkurs im Exkurs. Das Bild vom Rahmen besagt jedoch nicht, dass die Verteilung der Glieder, die Proportionen, irgendwie gleichmäßig ist. Hier, wie in vielen anderen Fällen bei Herodot, folgt auf den kurzen Bericht von der Einleitung einer Aktion sofort der Beginn der Einlage. Die wesentlichen Ereignisse der Aktion selbst werden dann erst nach der Einlage erzählt.

In diesem Fall bietet die Person des spartanischen Königs Kleomenes den Ansatz, um den Konflikt zwischen ihm und Demaratos aufzurollen und das Schicksal der beiden Männer zu erzählen. Demaratos hatten wir schon einmal kurz erwähnt; das ist derjenige, der Xerxes versucht zu erklären, dass er gegen die Spartaner keine Chance hat, weil die Spartaner immer ihren Gesetzen gehorchen. Hier, in diesem Exkurs im Exkurs im sechsten Buch, begegnet Demarat zum ersten Mal. Herodot bereitet also gewissermaßen den späteren Auftritt Demarats vor; und Demarat wird in der folgenden Erzählung auch eine wichtige Rolle spielen. Seine Unterhaltungen mit Xerxes im siebenten Buch werden das Thema aus den Gesprächen Solons mit Kroisos aus dem ersten Buch wiederaufgreifen.

Auf die Schilderung des Feldzuges, der zur Niederlage der Perser und ihrer Rückkehr führt, folgen zwei Anhänge bei Herodot. Im *zweiten* wird die Geschichte einer bedeutenden Figur, in diesem Fall des Miltiades, des Siegers von Marathon, einfach zu Ende erzählt. Herodot folgt gewissermaßen einer Chronistenpflicht, damit

der Leser ein vollständiges Bild wenigstens einiger bedeutender Protagonisten erhält (6.132-136).

Der erste Anhang zeigt wieder eine neue Facette Herodots. Während der Schlacht bei Marathon kommt es zu kritischen Momenten, das Kriegsglück wechselt immer wieder die Seiten. Und bei einer Aktion, die für die Athener doch noch siegreich ausgehen wird, erhebt sich der Verdacht, dass die Perser vorher informiert worden seien über die athenischen Absichten. Der Verdacht richtet sich gegen die Alkmeoniden, eine einflußreiche Familie (6.115).

Der Verdacht entsteht deswegen, weil die Alkmeoniden als Freunde der Tyrannis verdächtig sind; man nimmt an, dass sie den Persern helfen wollen, um ihrerseits von den Persern als Tyrannen installiert zu werden. Herodot hält dieses Gerücht für wenig glaubhaft und weist es in einem langen Exkurs zurück (6.121-131). Man sieht Herodot also – wie später Thukydides in seinem Tyrannenmörderexkurs – als kritischen Historiker bei der Arbeit. Herodot macht das aber auf seine Art: Er erzählt die gesamte Geschichte der Familie von Anfang an und findet keinen einzigen Alkmeoniden, der irgendwelcher tyrannoider Gefühle bezichtigt werden könnte.

Herodot reiht aber nicht einfach den ganzen Clan auf; sein Alkmeoniden-Exkurs ist vielmehr strukturiert nach den Hauptpersönlichkeiten und – vor allem – zeigt er eine deutliche Klimax. Von der letzten Tochter aus dieser Familie heißt es am Ende des Exkurses, dass sie während ihrer Schwangerschaft träumte, „sie werde einen Löwen zur Welt bringen.“ Wenige Tage danach gebar sie den Perikles.

Herodots dramatische Erzählweise lässt den langen Exkurs mit dem Namen desjenigen enden, der als größter demokratischer Politiker Athens gilt. Und Herodot argumentiert elliptisch. Der Schluss heißt ja eigentlich, dass eine Familie, die einen Perikles hervorgebracht hat, niemals etwas für die Tyrannis übriggehabt haben kann. Herodot lässt den Leser diesen Schluss aber selbst ziehen. Für ihn reicht der Klang des Namens Perikles.

Diese Art herodoteischen Erzählens, die man durchaus als kritisch bezeichnen kann (und die von Thukydides wieder aufgegriffen werden wird), findet sich von nun an überhaupt häufiger. Bei der Schilderung der spartanischen Geschichte (in 6.51-84) betreibt Herodot sogar richtige Quellenkritik. In 6.52 heißt es zunächst, dass die Lakedaimonier eine eigene Frühgeschichte hätten, die aber niemand, auch kein Dichter, bestätigen könnte. Er selber folgt dann auch derjenigen Version der spartanischen Geschichte, die die anderen Griechen erzählen (6.53). Darüberhinaus aber gibt es noch eine Version der spartanischen Geschichte, die ihrerseits von Persern erzählt werde.

Auch bei der Geschichte vom Selbstmord des Kleomenes berichtet Herodot mehrere Versionen in 6.75; in 6.84 gibt er noch zwei weitere Versionen an, um dann zu schließen: „ich aber glaube“, den Kleomenes hat eine Gottheit bestraft (6.84fin.).

Es sieht so aus, als hätte Herodot für Ereignisse, die zeitlich recht nahe liegen, mehr Informationen zur Verfügung gehabt als bei den Episoden der vorangegangenen Bücher. Es sieht ferner so aus, als hätte Herodot diesen Befund reflektiert. Es sieht schließlich so aus, dass er dann, wenn er nicht eine sinnfällige Abfolge rekonstruieren konnte, auf göttlichen Einfluss erkannt hat. Ganz so, wie er es überhaupt tut. Herodot ist nicht nur eine Art ‚Märchenonkel‘ mit einer Schwäche für bunte Novellen. Das ist er zwar auch, aber er ist noch etwas anderes: Er weiß, dass die Ereignisse selbst und die Geschichten über die Ereignisse nicht dasselbe sind. Er differenziert, soweit es ihm möglich ist, und kontempliert den Befund. Aber er bleibt einem Weltbild verhaftet, in dem es noch Götter gibt, die ‚funktionieren‘. Ihnen wird

zwar viel angelastet, und vielleicht sind sie auch erfunden, aber manchmal sieht es eben so aus, als gäbe es so etwas wie ‚göttliche Gerechtigkeit‘.

*

Am Beginn des siebenten Buches werden der Tod des Dareios und die Thronfolge des Xerxes berichtet (1-4). Die Schilderung seines Zuges gegen Griechenland füllt die letzten drei Bücher des Werkes. Dem Umfange und der Bedeutung des Unternehmens entspricht die Steigerung in Breite und Intensität der Darstellung.

Ein umfangreiches Vorsatzstück (5-19) stellt mit einem großen Apparat von Sitzungen des persischen Kronrates, von Reden und Gegenreden der Kriegstreiber und Warner und von merkwürdigen Traumgeschichten die dramatischen Umstände dar, unter denen sich in Xerxes der Kriegentschluss festigt.

Darauf folgen zwei Kapitel, die in besonderer sprachlicher Aufhöhung das Einzigartige des Riesenzuges betonen. Sie geben einen neuen Ton an, auf den im Folgenden (in 22-137) die Schilderung der Kriegsvorbereitungen und des Anmarsches der Perser gestimmt ist. Kompositionelle Schwerpunkte bilden die Überschreitung des Hellespont (44-57) mit dem Gespräch zwischen Xerxes und Artabanos (44-53) sowie die große Heerschau von Doriskos (59-104) mit dem Katalog der Kontingente und der Unterredung des Königs mit Demaratos (100-104). Beide Gespräche sind in Schilderungen großartiger Machtentfaltung als Warnungen eingelegt.

Einige Szenen heben sich ab:

In 7.8 hält Xerxes eine Rede, in der er seine Motive erläutert. Sie beginnt, wie es sich gehört, mit dem Hinweis auf die alten Bräuche. Xerxes hat sich bei alten Leuten erkundigt und möchte gerne einem alten Brauch folgen. „Denn wie ich von alten Leuten hörte, haben wir uns niemals still verhalten, seit die Herrschaft ... an uns gelangt.“ Alten Bräuchen muss man folgen, und dies möchte Xerxes gerne tun. Um aber ganz sicherzugehen, folgt, nachdem sich Xerxes auf die Autorität der Vorfahren berufen hat, auch noch sein Rekurs auf eine Gottheit: „So ist es eben der Wille der Gottheit (...).“ Und bisher ist ja auch alles gut ausgegangen, fährt Xerxes in seiner Argumentation fort. Unter Kyros, Kambyses und Dareios war der Erfolg sicher. Jetzt muss der Verweis auf ihn selbst folgen: Xerxes spricht dann auch von sich. Stillschweigend versteht sich, dass er den Seinen keine Schande machen will – Xerxes braucht dann nur noch zu sagen, dass er, seit er auf dem Thron ist, darüber nachgedacht hat, wie er sich seiner Vorgänger würdig erweisen und die Macht der Perser vergrößern könnte.

Die Frucht seiner langen Überlegungen präsentiert er der Versammlung: „Ich beabsichtige nämlich, eine Brücke über den Hellespont zu schlagen und mit dem Heere durch Europa nach Griechenland zu ziehen, um die Athener dafür zu bestrafen, was sie den Persern und meinem Vater zuleide getan haben.“ Den sensationellen Plan sieht Xerxes also als Erfüllung eines Herzenswunsches seines verstorbenen Vaters. Aber Xerxes hat noch mehr vor: Wenn erst die Griechen erobert sein werden, dann gibt es kein Halten mehr für die persische Armee: „(...) ich werde alle Länder zu einem Reiche machen, wenn ich durch ganz Europa ziehe.“

Die Rede ist natürlich von Herodot konzipiert und recht topisch. Dass die Ahnen angerufen werden, dann die Gottheit, und dann daran erinnert wird, dass bisher alles gut ging – das alles ist nicht originell, sondern die übliche Sammlung von Gemeinplätzen, die an solcher Stelle zu erwarten ist. Das ganze Setting ist ohnehin bedenklich: Soll man wirklich annehmen, dass der persische Großkönig eine Rede gehalten hat? Um sich Rat zu holen? Wenn er es wirklich getan haben sollte, dann

werden eben die Antworten zu erwarten gewesen, die bei Herodot folgen: Der eine Folgeredner spricht sich dafür aus, der andere plädiert gegen die Pläne des Xerxes. Die ganze Situation ist recht vorhersehbar konzipiert.

Die Einzigartigkeit der aufgebauten Armee wird in den Abschnitten 7.20 und 21 geschildert. Mithilfe rhetorischer Fragen wird die Beschreibung nobilitiert: In 20 heißt es, dass selbst das „sagenhafte Heer der Atriden“ unbedeutend erscheint, und in 21 wird in dramatischer Überhöhung davon gesprochen, dass Xerxes kein Volk ausgelassen hat, das „nicht aus Asien nach Griechenland“ zöge.

Die Schilderung der Hellespontszene ist der nächste Höhepunkt. Die Passage ist aufwendig komponiert und reicht von 33-57. Der Brückenbau, der Aufmarsch des Heeres und schließlich die Überschreitung des Hellespont selbst werden ausführlich gewürdigt.

Die ganze Angelegenheit verläuft nicht ganz reibungslos. Es kommt zu einer berühmt-berüchtigten Szene, als eine der ersten Versuchsbrücken bei einem Sturm nicht standhält, sondern in Stücke reißt und im Wasser davongetrieben wird. „Als Xerxes das hörte,“ heißt es in 7.35, „befahl er in seinem Zorn, dem Hellespont dreihundert Peitschenhiebe zu versetzen und auch ein paar Ketten in die See zu versenken.“

Aber es wird mit Xerxes noch bunter: „Ja, man sagt,“ – Herodot zeigt etwas Distanz bei dieser Episode – „er habe seine Henkersknechte hingeschickt, um den Hellespont zu brandmarken, und ihnen befohlen, ihn zu peitschen und dabei mit rohen und frevelhaften Worten also anzureden: ‚Du tückisches Wasser, so bestraft dich unser Herr, weil du ihn beleidigt hast, obwohl er dir nichts zuleide getan hat. Und König Xerxes wird doch über dich gehen, du magst es wollen oder nicht. Dir aber bringst mit Recht kein Mensch ein Opfer, du schmutziger, salziger Fluss.‘“

Wenn die Geschichte stimmt, wirkt Xerxes jetzt weniger wahnsinnig, als vielmehr kindisch und für sein Alter leicht zurück. Die Szene hat aber nicht nur eine skurrile Seite, sondern es gibt auch noch ein paar Hinrichtungen: Xerxes befiehlt nämlich, nicht nur den Hellespont zu strafen, sondern diejenigen, die die Aufsicht über den Brückenbau führten, läßt er zudem enthaupten.

Xerxes wird bei Herodot überhaupt als jemand geschildert, der geistig nicht recht in der Lage ist, den Überblick zu behalten. In den Gesprächen mit Artabanos beispielsweise, der ihm schon früh von seinen Plänen gegen Griechenland abgeraten hatte, zeigt Xerxes wenig Verständnis für die Argumente des Artabanos (7.44-53).

Die Szenerie ist sehr malerisch. Xerxes thront auf einem extra für ihn errichteten kleinen Hügel und schaut sich eine improvisierte Seeschlacht an. Er ist glücklich, fängt aber unvermittelt an zu weinen (7.45). Artabanos fragt ihn, warum, und Xerxes antwortet, dass ihm durch den Sinn gegangen sei, wie kurz das Menschenleben ist: „von all den Leuten wird ja nach hundert Jahren keiner mehr am Leben sein.“

Xerxes ist untröstlich, beruhigt sich aber schließlich doch ein wenig. Artabanos versucht jetzt, Xerxes eine neue Perspektive nahelegen. Er argumentiert, dass Xerxes zwei Feinde habe, gegen die er überhaupt keine Chance hätte. Zum einen meint Artabanos die See, zum anderen das Land. Er erklärt dem verwunderten Xerxes, was er meint. Xerxes habe eine so große Flotte, dass er entsprechend riesige Häfen benötige – diese gäbe es aber nicht, und früher oder später würde ihn die feindliche See vernichten. Ferner wäre das Landheer dermaßen riesig, dass es überhaupt keine realistische Chance gäbe, diese Massen von Soldaten zu ernähren. Die Feinde bräuchten ja auch nur immer weiter zurückzuweichen – irgendwann könnte eine solch große Armee nicht mehr folgen.

Artabanos warnt den Xerxes mit Hinweis auf eine *Gnóme*, eine Spruchweisheit, die besagt: „Im Glück ist der Mensch ja unersättlich.“ (7.49) Aber Xerxes ignoriert die Argumentation des Artabanos, schlägt seine Warnungen in den Wind.

In den Rahmen der Erzählung vom Überschreiten des Hellespont stellt Herodot auch eine katalogartige Übersicht über die Truppen des Dareios. Die Szene ist sehr umfangreich und reicht im siebenten Buch von Kapitel 59 bis 104. Die Heerschau findet statt bei Doriskos an der thrakischen Küste, wo der Fluss Hebros in die nördliche Ägäis mündet. Der Übergang über den Hellespont hat also schon stattgefunden, und Xerxes mustert seine Armee.

Was jetzt kommt, ist sehr oft bezweifelt worden. Es gibt zwar kein weiteres Kriterium, um Herodots Angaben zu prüfen und ihm zu widersprechen. Aber trotzdem glaubt niemand, dass das so stimmt. Herodot beginnt damit, dass er nicht bestimmt angeben kann, wieviele Menschen auf persischer Seite an dem Feldzug teilgenommen haben – „denn das weiß kein Mensch“ (7.60in.). Aber er behauptet, dass das Landheer eine Million siebenhunderttausend Mann umfasst habe. Gezählt wurde dergestalt, dass man 10.000 Soldaten zusammentreten ließ, sie eng versammelte und außen herum einen Kreis zog. Auf dieser Kreislinie wurde ein Zaun errichtet – und jetzt wurde gezählt: immer neue 10.000 Soldaten in den umzäunten Kreis. Auch eine solcherart vereinfachte Zählung hat seine Zeit gedauert: Immerhin 1700 Mal mußte der Kreis gefüllt werden, um die Zahl von 1.700.000 Mann zu erreichen.

Im Anschluss an die Darstellung der Zählung folgt bei Herodot die Liste der Völker, die an dem Feldzug teilnahmen. Besonders schön an dieser Liste ist die anschauliche Darstellung; die Kleidung wird genau beschrieben, die Hüte, Mützen, Kopfbedeckungen aller Art, die da getragen werden, und natürlich die Gewänder in ihren Farben.

Die Perser etwa tragen die sogenannte Tiara, einen weichen Hut, am Leibe einen bunten Ärmelrock mit eisernen Schuppen wie Fischschuppen, und weite Hosen bedecken ihre Beine (7.61). Die Assyrer haben auf dem Kopf Helm aus Erz, aber nicht geschmiedet, sondern irgendwie geflochten schreibt Herodot. Sie haben als Waffen mit Eisen beschlagene Keulen und tragene leinene Panzer (63). Die Saken, ein skythisches Volk, tragen hohe spitze Mützen, haben weite Hosen an und führen einen Bogen mit sich (64). Die Inder trugen Kleider von Baumwolle und haben Pfeile aus Rohr, das oben eine eiserne Spitze hat (65). Die Kaspier trugen Schafpelze und führen Krummsäbel als Waffen (67). Die Araber trugen lange, in der Mitte gegürtete Mäntel und führten an der rechten Seite große, an beiden Enden rückwärtsgekrümmte Bogen (69). Dann gibt es die Äthiopier aus Asien (nicht die aus Europa); die tragen auf dem Kopf Stirnhäute von Pferden, die mit den Ohren und der Mähne abgezogen, also skalpiert worden ware. Dabei diente die Mähne als Helmbusch, und die Pferdeohren standen steil in die Höhe. Als Schutz diente diesen Äthiopiern statt des Schildes eine Kranichhaut (70) – ein phantastisches Outfit.

Diese lange Beschreibung Herodots enthält zudem jede Menge Namen fremder Völkerschaften. Der Klang muss auch seinerzeit fast märchenhaft gewesen sein: Da gibt es Utier, Myker, Paikanier, Kabeler, Moscher, Marer – und auch Völker ohne Namen, die auf den Inseln im Roten Meer leben, Inselvolk heißt es einfach in 7.80. Selbstverständlich gab es auch eine besondere Einheit von Soldaten, eine so genannte Elitetruppe. Sie heißen ‚Zehntausend‘, oder auch ‚Die Unsterblichen‘. Herodot erklärt den Namen dahingehend, dass, wenn einer von ihnen ausfiel, er sofort wieder durch einen anderen Soldaten ersetzt wurde. Damit die Zahl 10.000

immer gleich blieb (7.83). Diese Soldaten tragen sogar Goldschmuck, sie haben ihre Diener immer bei sich (und auch ein paar Damen sind mit von der Partie).

Reiten können natürlich längst nicht alle dieser Völker, sondern nur sehr wenige. Unter diesen wenigen Reitervölkern nehmen die Perser selbst einen hohen Rang ein. Als Zahl der Pferde gibt Herodot die Zahl 80.000 an (87) – und fügt hinzu: „ohne die Kamele und die Wagen.“ Auch diese Zahl ist sehr bezweifelt worden, allein die Menge Pferde zusammenzubekommen erscheint unglaublich, die Pferde zudem noch über den Hellespont zu kriegen, zu füttern, zu tränken, zu striegeln, die Hufe zu erneuern – es glaubt niemand, dass diese Zahl stimmen kann.

Nach dem Landheer wird die Marine gemustert. Angeblich sollen es „zwölfhundertundsieben“, also 1207, Trieren gewesen sein (7.89). Auch diese Angabe unterliegt starken Zweifeln. Aber wie die gesamte Partie ist auch die Flottenparade sehr malerisch angelegt, und diese Heerschau war bestimmt ein beliebtes Stück von Herodots Werk.

Den Abschluss der Partie bildet ein Gespräch zwischen Xerxes und dem spartanischen Überläufer Demaratos. Dies Gespräch enthält das *nómos basileús*-Fragment. Demaratos nun wird von Xerxes gefragt, ob es die Griechen wohl mit ihm aufnehmen würden (7.101). Demarat fragt erst nach, ob Xerxes die Wahrheit hören möchte oder Demarat ihm nach dem Mund reden solle. Dann kommt die Antwort (7.102): Die Griechen werden niemals darauf eingehen, mit dem Perserkönig Frieden zu schließen und sich ihm unterwerfen. Sie werde nicht nur niemals darauf eingehen, sondern auch den Kampf aufnehmen. Und dies ohne Rücksicht auf irgendeine Zahl an Kämpfern.

Xerxes lacht und glaubt Demarat nicht. Demarat läßt sich jedoch nicht beirren in seiner Ansicht über die Griechen (7.104). Die Lakedaimonier, über die sich Demarat im Besonderen äußert, tun, was das Gesetz befiehlt, und dies unbedingt: „*es befiehlt aber stets das gleiche*: in der Schlacht auch vor der größten Übermacht nicht zu fliehen, sondern standzuhalten und zu siegen oder zu sterben.“ So ist dann ja auch der Text im berühmten Thermopylen-Epigramm, das Herodot überliefert: „Wanderer, kommst du nach Sparta; verkünde dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“ Das ist etwas, was Xerxes nicht kennen kann. Für einen persischen Großkönig gibt es kein Gesetz. Es gibt noch nicht einmal sein eigenes Gesetz. Er kann ja jeden Moment machen, was er will. Und im nächsten Augenblick das Gegenteil. Xerxes kämpft wirklich gegen einen Feind, von dem er nicht einmal ahnt, über welche Kräfte der verfügt. Und Xerxes wird ja auch scheitern.

*

Die Darstellung des Krieges beginnt in Kapitel 58 des siebenten Buches. Die Berichte Herodots zeigen in paralleler Anordnung die Aktionen des Landheeres und der Flotte. Diese Partie, die von den Kriegsvorbereitungen der Perser handelt, reicht von 22 bis 137. Sie folgt direkt auf die Diskussion unter den persischen Führern, bei der schließlich die Entscheidung für den Kriegsbeginn fällt. Man spricht in der älteren Literatur manchmal von einem sogenannten zweiten Prooimion und bezeichnet damit die Kapitel 20 und 21, in denen Herodot einen feierlichen Ton anschlägt und überleitet von der Szenerie im Palast mit dem Kriegsentschluss zum eigentlichen Beginn der persisch-griechischen Kampfhandlungen.

Die Bezeichnung Prooimion ist gerechtfertigt, denn der feierliche Ton der Passage hebt sich deutlich ab von der sonstigen einfachen, parataktischen Struktur der herodoteischen Prosa, die in der Antike ‚reihend‘, *eiroméne* genannt wurde. Im Gegensatz dazu hieß die hypotaktische Prosa *katestramméne*; das heißt ‚(die)

unterworfenen' und bezeichnet die Satzanordnung in Haupt- und Nebensatz, wobei die Anordnung der Sätze eben den Regeln der Syntax ‚unterworfen‘ ist. Das zu ergänzende Nomen ist *léxis* und bezeichnet die ‚Redeweise‘.

Dem Abschnitt über die Perser (7.22-137) entspricht – wiederum ganz parallel – ein solcher über die Griechen (7.138-178). Zu den griechischen Vorbereitungen gehört vor allem eine Reihe von Gesandtschaften, deren eine nach Sizilien zu Gelon geht. Nach Herodots Weise ist damit der Einsatz für einen Bericht über diesen Mann und die griechischen Verhältnisse im Westen gegeben. Man bekommt davon aber nicht in der Form jener breit angelegten *Logoi* zu hören, wie sie aus früheren Büchern bekannt sind, sondern in einem vorwiegend historischen Bericht, der mit den Karthagerkämpfen eine Parallele zu der Haupthandlung bringt. Herodot wechselt also das sprachliche Register, die Darstellungsweise, und dramatisiert auf diese Weise seine Darstellung zusätzlich zu den an sich schon dramatischen Ereignissen selbst.

Der Abschnitt über die Kriegsvorbereitungen der Griechen (7.138-178) endet mit der Aufstellung bei den Thermopylen und Artemision. Kap Artemision ist das nördliche Ende der, Attika vorgelagerten Insel Euböia. Die Thermopylen sind ein Pass an einer Straße, die am südlichen Ufer des Golfes von Malia entlangführt.

Dann schwenkt Herodot wieder zu den Persern über und bringt die Anfahrt ihrer Flotte. Dem Kampf um die Thermopylen (7.196-206) entspricht zur See die Schlacht bei Artemision (8.1-21). Es folgt das Vorrücken der Perser (8.29-39) und der Aufmarsch der Gegner zur Schlacht bei Salamis (8.40-82). Salamis ist der Name der Insel, die im nördlichen saronischen Meerbusen der Stadt Athen und ihrem Hafen, dem Piräus, vorgelagert ist. Herodot schildert in diesem Zusammenhang ausführlich die Beratungen auf beiden Seiten, insbesondere den dreimaligen Kriegsrat der Athener.

Die Schilderung der Schlacht (8.83-95) entspricht ihrer Bedeutung, und auch ihre Folgen sowie die Bewegungen der beiderseitigen Streitkräfte nach dem Kampfe werden ausführlich dargestellt (8.96-129).

Die Erzählung des zweiten Kriegsjahres setzt mit den Bewegungen beider Flotten ein (8.130-132), geht aber rasch auf die Vorgänge zu Lande über, die zur Entscheidung bei Plataiai führen. Plataiai liegt im südlichen Boiotien, nahe der attischen Grenze, die an dieser Stelle vom Kithairon-Gebirge gebildet wird. In einer weiteren Steigerung werden die Verhandlungen vor diesem Teile des Feldzuges, die Marschbewegungen beider Armeen, die Aufstellung zur Schlacht und ihr Verlauf sowie die Beute und die Bestattung der Gefallenen besonders ausführlich und eindringlich geschildert (8.133-9.89). Wesentlich knapper ist die Erzählung des letzten großen Geschehnisses in diesem Kriegsjahr, die Erstürmung des persischen Kriegslagers am Vorgebirge Mykale (9.90-113). Dies Vorgebirge liegt an der kleinasiatischen Küste gegenüber von Samos, etwas nördlich von Priene, wo der Maiandros in die Ägäis mündet.

Der Abschluss des ganzen Werkes ist in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Während des Rückzuges der geschlagenen Perser nach Sardes beschimpft Masistes, ein Bruder des Xerxes, den Feldherrn Artayntes auf das gröblichste wegen seiner schlechten Führung. Dieser zieht den Säbel, um den Masistes, der ihn beleidigt hat, niederzuhauen; ein Dritter jedoch verhindert den Mord. Unmittelbar daran schließt sich die Geschichte (9.108-113), wie Xerxes in Sardes in Liebe zur Frau seines Bruders gerät und wie sich an diese Leidenschaft einige Verwirrungen knüpfen, die schließlich zum Untergang des Masistes und seiner Familie führen – also zum Untergang jenes Brudes des Xerxes, der in der vorangegangenen Episode einen Feldherrn so beleidigt hatte.

Soll man nun annehmen, dass Herodot hier einfach, weil Masistes nun einmal genannt war, eine persische Hofepisode um des Interesses willen angehängt hat, das solche Geschichten nun einmal für sich beanspruchen dürfen? Oder hat diese Einfügung eine Bedeutung – will Herodot uns mehr sagen? Es wird auffällig betont, dass jener anonyme Dritte, der den Masistes vor dem Schwertstreich des beleidigten Feldherrn rettet, dies nicht nur tut, um Masistes zu retten, sondern es vor allem Xerxes zuliebe tut, dem er so den Bruder rettet. Aber das ist genau dieser Xerxes, der gerade diesem seinem Bruder die Frau wegnimmt und den Untergang der Familie vorbereitet. Soll man sehen, in welchen seltsamen Zufälligkeiten und Brüchen das menschliche Leben dahingeht? Oder will Herodot noch einmal ein Exempel für diese despotische Willkür geben, die Griechenlands Freiheit tödlich bedrohte?

Herodot gibt keinen Aufschluss in dieser Hinsicht, und möglicherweise sind die vorgestellten Interpretationen zu weitgreifende Deutungen letztlich einfacher Geschichten. Es ist eigentlich nur ‚sex & crime‘, es geht bei den Persern eben nun einmal so zu.

Die Problematik der Gefahr der Überinterpretation begegnet im Schlußkapitel gleich noch einmal. Nach der Masistes-Geschichte nämlich kehrt der Bericht zu den Griechen zurück. Als letzte Geschehnisse erscheinen ihre Fahrt zum Hellespont und die Einnahme von Sestos durch die Athener. Sestos ist derjenige Ort auf der Chersones, der Abydos (auf der kleinasiatischen Seite) gegenüberliegt.

Es geht um einen persischen Befehlshaber, den Artayktes, der sich an einem Heiligtume eines Griechen (eines Protesilaos) vergangen hatte. Er wird dafür seine Strafe finden. Unmittelbar darauf, am Schlusse des ganzen herodoteischen Geschichtswerks, erfährt man, im einfachen losen Anschluss, dass ein Vorfahre dieses Artayktes eine famose Idee hatte. Er hat den persischen Führern seinerzeit vorgeschlagen, Kyros einen Plan zu unterbreiten. Die Perser nämlich, denen nun einmal die Macht verliehen sei, sollten aus ihrem kleinen und rauhen Lande fortziehen und sich ein anderes, besseres erobern. Aber Kyros belehrt sie, dass auf kargem Boden Mannesmut und Freiheit wachsen, während üppiger Boden nur weichliche Männer hervorbringe, die sich die Herrschaft nicht zu erhalten wüßten. Die Perser folgen seiner besseren Einsicht.

Der Schluss ist unbefriedigend. Er ist zum einen eben nur ein ganz oberflächlicher Anschluss an den Beginn, an den großen Kyros. Zum anderen, und diese Beobachtung ist etwas gewichtiger, fällt es schwer, dass ein Werk, das so elaboriert begonnen hat und nach so phantastischen Exkursen eine so dramatische Klimax zeigt – dass also ein so kunstreich komponiertes Œuvre einfach eben mal so irgendwo endet.

Einige Episoden aus dem eigentlichen Bericht über die persisch-griechischen Auseinandersetzungen sollen noch erwähnt werden. Die Schilderung der Kriegsvorbereitungen auf griechischer Seite beginnt mit einer reflektierenden Passage Herodots in 7.138sq. Nachdem Herodot einen Exkurs beendet hat, spricht er von sich als Autor, wenn er sagt, dass er seine Erzählung wieder aufnimmt (7.138in.). Herodot schließt jetzt eine historische Korrektur an. Es hieße zwar, sagt er, dass der Zug des Großkönigs nur gegen Athen gerichtet sei, in der Tat jedoch würde der Großkönig gegen ganz Griechenland ziehen. Dies sei den Griechen aber nicht bewußt – einige verließen sich darauf, dass die Barbaren ihnen nichts tun würden, andere hätte schlicht nur Angst und würden sich deswegen nicht rühren, eine dritte Gruppe schließlich wolle überhaupt nicht Krieg führen, sondern bei ihr handele es sich um Verbündete der Perser.

Angesichts dieser Situation möchte Herodot doch Stellung beziehen: Zu Beginn von 7.139 heißt es „Ich kann nicht umhin, hier eine Ansicht zu äußern, die freilich manchem tadelnswert erscheinen mag.“ Man sieht das Autorbewußtsein Herodots: zum einen die Selbstanrede, ‚ich komme jetzt wieder zum Thema‘; zum anderen die Einbeziehung eines imaginären Rezipientenkreises – ‚es mag gut sein, dass das nicht allen passt, was ich schreibe‘.

Herodot verkündet im Anschluss, dass er sich der Wahrheit verpflichtet fühlt: „gleichwohl werde ich die Wahrheit sagen“, schränkt aber sofort ein, „wenigstens so wie ich die Sache ansehe (...)“. Herodot ist doch offensichtlich klar, dass er nicht unreflektiert den Wahrheitsanspruch erheben kann.

In diesem Kapitel 139 des siebenten Buches findet sich ein berühmtes Lob Athens. Es handelt sich dabei um den ersten Text aus einer ganzen Reihe von enkomiaistischen Passagen der klassischen Literatur, in denen Athen gepriesen wird. Herodot preist zum einen den Mut der Athener und zum anderen ihre Freiheitsliebe. Wenn die Athener nämlich aus Furcht vor der Gefahr sich den Persern ergeben hätten, so hätte niemand gewagt, dem persischen Großkönig zur See entgegenzutreten, weil niemand außer Athen in weiser Voraussicht so viele Schiffe parat hatte. Und wenn niemand zur See es mit den Persern aufgenommen hätte, würde dem Großkönig auch niemand zu Lande entgegengetreten sein. Die Perser hätten dann leichtes Spiel gehabt: Ihre Flotte wäre überall gelandet, die persische Armee an Land gegangen und nach und nach wären die Griechen besiegt worden. Die persischen Verbündeten unter den Griechen hätten das Ihre dazu beigetragen. „Griechenland wäre also auf jeden Fall unter persische Herrschaft geraten“ heißt es in der Mitte von 139.

Herodot resümiert: „Also, wer da behauptet, die Athener hätten Griechenland gerettet, gibt damit nur der Wahrheit die Ehre. Denn auf welche Seite sie traten, das mußte den Ausschlag geben. Indem sie sich für die Freiheit Griechenlands entschieden, waren sie es, die auch den übrigen Griechen, die sich den Persern nicht angeschlossen hatten, neuen Mut machten und, selbstverständlich nach den Göttern, den König in die Flucht schlugen. Auch ließen sie sich durch die Unheil verkündenden Orakel, die sie aus Delphi erhielten und die sie wohl in Furcht versetzen konnten, nicht bewegen, Griechenland zu verlassen, sondern sie blieben, um den Kampf mit dem Feinde aufzunehmen, der ihnen ins Land fiel.“

Mit diesem Lob Athens, das Herodot ‚der Wahrheit gemäß‘ niederschreibt, beginnt der Mythos Athen. Die Stadt wird immer wieder im Zentrum panegyrischer Texte stehen. Ausgesprochen berühmt sind die hymnischen Ausführungen des Perikles in seinem Epitaphios, den Thukydides referiert. Ebenso berühmt ist der Panegyrikos des Isokrates (436-338) aus dem Jahr 380; der erste Teil der Rede, der epideiktische Teil bis 132, entwirft ein Bild von Athens großen Leistungen für Hellas in friedlicher Kulturarbeit und in jenen Kriegen, in denen es um den Bestand der Nation ging – ein Idealbild, das seitdem immer wieder gezeichnet wurde. Und in diesem bescheidenen Abschnitt bei Herodot liegt der Gründungstext dieses Mythos vor.

*

In den dem eigentlichen Kriegsgeschehen gewidmeten Abschnitten gibt es immer wieder kleine Hinweise darauf, dass Herodot bei einigen Ereignissen, die wir dem Mythos zurechnen, zumindest nicht deutlich genug macht, dass sie vielleicht nicht unbedingt zu den tatsächlich historischen Fakten gezählt werden dürfen. Da ist

einmal die Erwähnung des trojanischen Krieges in 7.171 und die der Argonautenfahrt in 7.193.

An der ersten Stelle geht es um die Siedlungsgeschichte Kretas, wo es heißt, dass die Kreter zur Strafe dafür, dass sie im trojanischen Krieg auf Seiten der Griechen kämpften, nach dem Krieg mit Hungersnot und Seuchen bestraft worden seien.

An der zweiten Stelle geht es um einen Ort namens Aphetai, was soviel wie ‚Abfahrt‘ bedeutet. Herodot weiß dazu zu berichten, dass hier die Argonauten an Land gingen; Herakles sei von ihnen zum Wasserholen geschickt und dann dort zurückgelassen worden.

Beide Geschichten hat sich Herodot erzählen lassen, wie er jedesmal dazusagt. Aber seine zurückhaltenden Äußerungen sind sehr schüchtern, und einen eigentlichen kritischen Abstand lassen sie nicht erkennen. Ganz ausschließen möchte Herodot eben doch nicht, dass es so tatsächlich auch gewesen sein könnte.

Auch der nächste Punkt wiederholt bereits Bekanntes. Die Vorliebe für genealogische Angaben kennzeichnet einen Teil der wenigstens noch fragmentarisch erkennbaren griechischen Literatur des fünften Jahrhunderts, also der Zeitgenossen Herodots. Es ist kein Wunder, dass Sie entsprechend auch bei Herodot immer wieder Anspielungen auf die Genealogie-Freude oder auch Genealogie-Obsession seiner Zeitgenossen finden. Und demgemäß begegnen auch Kataloge bei Herodot. Im siebenten Buch ist ein Doppelkatalog ganz auffällig. Genauso wie in 7.184-191 die Stärke der persischen Flotte akribisch verzeichnet wird, genauso ist in 7.201-206 verzeichnet, welche athenischen Truppenteile unter welchen Führern an den Thermopylen Aufstellung genommen haben.

*

Die Thermopylen-Schlacht ist ein bekanntes Sujet Herodots. Eine kleine Zahl von spartanischen Soldaten unter dem Kommando des Leonidas wehrt sich gegen die persische Übermacht. Der Pass wird lange gehalten, bis schließlich durch Verrat ein Teil der persischen Armee den Pass umgehen kann und die Spartaner in ihrem Rücken angreift. Leonidas und die Seinen sind bereits im Altertum zu einer Legende geworden, nicht zuletzt durch das Epigramm, das Herodot wiedergibt in 7.228.

Es handelt sich um eine Grabinschrift. Ein eigentliches Grab haben die getöteten Spartaner natürlich nicht gefunden, die gegnerischen Perser werden sich kaum um die Leichen der Feinde gekümmert haben. Aber später hat man sicher ein Kenotaph errichtet und mit einer Aufschrift versehen. Die Aufschrift ist aus der Sicht der Toten verfasst, ein Vorübergehender wird angesprochen. Sollte er nach Sparta kommen, dann möge er dort melden, dass man sich hier an die Gesetze gehalten habe, bis zum Tod. Der Text des Epigramms ist durch die Übersetzung Schillers im deutschen Sprachraum bekannt.

Die berühmte Situation, also dass die Lakedaimonier standhalten und lieber untergehen als sich ergeben wollen, wird im siebenten Buch zweimal vorbereitet. Beide Male handelt es sich um Gespräche, die der zu den Persern übergelaufene Spartaner Demarat mit Xerxes führt.

Die *erste* Unterredung findet einige Zeit vor der Thermopylen-Schlacht in 7.100-104 statt. Das *zweite* Mal unterhält sich Demarat mit Xerxes unmittelbar vor der Schlacht. In 7.209 erinnert Demarat den Xerxes daran, dass er schon „damals, als wir nach Griechenland aufbrachen“, mit Xerxes über die Lakedaimonier gesprochen habe. Und Demarat sagt dem Xerxes jetzt, dass er Krieg führe „gegen

das stolzeste Reich und tapferste Volk in Griechenland.“ Wenn er dies Volk besiege, dann bräuchte er keinen Gegner mehr zu fürchten.

Xerxes wird zwar an den Thermopylen siegen und er wird sich verleiten lassen, weiterhin Krieg zu führen. Auf seinen Sieg im August 480 wird jedoch seine Niederlage bei Salamis im September des gleichen Jahres folgen. Ein Jahr danach folgt auf diese Niederlage gegen die Flotte unter athenischem Oberbefehl dann die Niederlage der Perser gegen die Landarmee unter Führung der Spartaner.

*

Das siebente Buch Herodots endet in doppelter Hinsicht dramatisch:

Zum einen berichtet Herodot (im vorletzten Kapitel) von der Schändung des Leichnams des Leonidas, des spartanischen Anführers bei der Thermopylen-Schlacht. Herodot erkennt an dieser Verhaltensweise des Xerxes, dass er „niemanden bei Lebzeiten so gehasst hat wie Leonidas, sonst hätte er seine Leiche nicht so ungebührlich behandelt“ (7.238).

Zum anderen berichtet Herodot (im letzten Kapitel) davon, dass die Spartaner die Pläne des Xerxes durch Verrat erfahren. Dies geschieht durch eben den Demarat, der sich bei Xerxes als spartanischer Flüchtling aufhält und offensichtlich ein doppeltes Spiel treibt (7.239). Herodot beginnt diesen letzten Absatz mit einer Äußerung zum eigenen Text, in der es heißt, dass er jetzt die Geschichte wieder aufnehmen wird, „wo ich sie unterbrochen hatte“ (dies war wenig vorher in 219&220, wo es um ein Orakel geht – das jetzt wieder befragt wird).

Zum einen lässt Herodot ein langes, dramatisches Buch ausklingen mit einem starken Bild – die Schändung eines Leichnams. Diese Maßnahme ist sehr auffällig, schreibt Herodot, „denn bei keinem der mir bekannten Völker hält man einen tapferen Feind so in Ehren wie gerade bei den Persern.“ Xerxes verstößt also gegen die eigenen Sitten, er tut das, was Kambyses getan hat – und Herodot lässt mittelbar die horriblen Folgen anklingen, die solches Verhalten haben kann.

Zum anderen steht neben diesem drastischen Schluss jedoch noch der Bericht davon, wie die Spartaner von den Plänen des Xerxes erfahren. Herodot hat also einen so genannten ‚cliffhanger‘ eingebaut – wie es in der Unterhaltungsliteratur aller Zeiten üblich ist. In der letzten Szene passiert noch etwas, das die Ereignisse der ‚nächsten Folge‘, der ‚nächsten Lieferung‘, der ‚Fortsetzung‘ in ganz anderem Licht erscheinen lässt. In diesem unserem Fall gibt es plötzlich wieder Hoffnung für die Griechen, denen doch gerade einer ihrer besten Feldherrn getötet und zudem sein Leichnam geschändet worden war.

Herodot ist ein guter Erzähler. Der Hörer oder Leser bleibt gespannt bei der Sache und ist neugierig, wie es weitergeht. Bei Thukydides gibt es keine malerisch-maßlosen Bösen, die den linden Wahn streifen, und ebenso wenig belletristische Erzähltechniken. Thukydides spielt wesentlich weniger mit den Emotionen seiner Rezipienten als Herodot dies ganz offensichtlich tut. Thukydides ist wesentlich analytischer in seinem Zugriff auf die Ereignisse.

*

Zwischen dem Sieg der Perser bei den Thermopylen und ihrer Niederlage bei Salamis vergehen nur wenige Wochen: Thermopylen ist August 480, Salamis September 480. Mit der Schilderung der Thermopylen-Schlacht endet das siebente Buch (7.196-239). Das achte Buch bringt nun aber nicht gleich die Schlacht bei Salamis – die Peripetie, der Umschlag der Ereignisse wäre zu drastisch gewesen.

Das achte Buch beginnt vielmehr mit der Schilderung der Kämpfe bei Artemision. Dieses Kap bildet die Nordwest-Spitze der Halbinsel Euböia. Die Kämpfe sind nicht eigentlich bedeutend, und es wird sicher viele solcher kleineren Zusammenstöße gegeben haben. Bemerkenswerterweise gehen die Kämpfe auch unentschieden aus. Man fragt sich, warum Herodot sie überhaupt geschildert hat. Eine Antwort ist, dass die Schilderung der Ereignisse Herodot die Gelegenheit geboten hat, einen Feldherrn, den Themistokles, darzustellen. Aber so richtig historische Größe erlangt Themistokles nicht; Themistokles hat keineswegs eine umfangreiche Passage und schon gar nicht etwa eine ‚Aristie‘.

Was könnte der Grund sein für die Schilderung von Ereignissen, die belanglos sind? Das fällt auf, weil Herodot ansonsten recht zügig und dramatisch erzählt. Und in der Tat wirkt die Artemision-Episode wie eine Retardation, eine Verzögerung, in einer Tragödie. Jeder wußte ja, was kommen würde: Die persische Katastrophe bei Salamis! Das war so berühmt, dass es sogar Tragödien darüber gab (eine verlorene von Phrynichos und die erhaltene von Aischylos). Und vielleicht hat sich Herodot bei der Gestaltung des allbekanntesten Stoffes eines poetischen Tricks bedient, wie ihn die großen Tragödiendichter oft genug anwandten.

Ganz umsonst ist die Artemision-Episode aber nicht: Die ‚cleverness‘ des Themistokles findet eine erste Erwähnung. Und genau dieser Charakterzug des Themistokles wird den Griechen bei Salamis den entscheidenden Vorteil über die Perser bringen. Herodot erzählt also mitnichten planlos oder einfach reihend. Das war der Eindruck aus der ersten Hälfte seines Werkes, wo zwar hin und wieder dieselben Themen auftauchen, es ansonsten aber recht bunt und merkwürdig einhergeht. Die zweite Werkhälfte dagegen zeigt Herodot als planvollen Autor, der seine Exkurse zu begrenzen weiß, von Wiederaufnahmen spricht, das Material auf eine Klimax hin anordnet und die eine oder andere Person auch etwas eingehender beleuchtet.

*

Eine Geschichte aus dem achten Buch fasst in typischer Weise das herodoteische Erzählen zusammen: Es begegnen novellistische und anekdotale Elemente, vermischt mit einer Legende, einem Aition, das einen Befund erklärt, den Herodot selbst mit eigenen Augen gesehen hat. Trotz dieser Autopsie-Behauptung gibt es aber jede Menge Kolportage, also Herodot gibt weiter, was man ihm erzählt hat, ohne weitere Untersuchungen anzustellen.

Es handelt sich um diejenige Episode, die davon berichtet, wie ein Teil des persischen Landheeres auf seinem Vormarsch versucht, das Heiligtum in Delphi zu plündern. Delphi liegt in der mittelgriechischen Landschaft Phokis, am südlichen Abhang des Parnass-Gebirges. Delphi war *das* panhellenische Heiligtum erster Ordnung; Abgesandte sämtlicher griechischer Städte brachten dort Opfer dar, stellten Standbilder auf und schmückten das jeweilige Gebäude, das Schatzhaus, das ihre Polis in Delphi errichtet hatte. Besonders wohlhabende Herrscherfamilien besorgten gelegentlich eine groß angelegte Neudekoration dieser Schatzhäuser.

Von einem Teil des riesigen Landheeres des Xerxes heißt es jetzt bei Herodot, dass es den Weg nach Delphi einschlägt, „weil sie den Tempel in Delphi plündern und König Xerxes die Tempelschätze verschaffen wollen“ (8.35). Xerxes ist ausgezeichnet informiert über den Tempel und die Kostbarkeiten, die sich dort befinden. Xerxes weiß deswegen so genau Bescheid, „weil immer so viel davon die Rede gewesen war“, wie Herodot schreibt, „so namentlich von den Weihgeschenken des Kroisos“ (8.35fin.). Die Angabe besagt nicht weniger, als dass es schon lange

Zeit Beziehungen zwischen Persern und Griechen gab, und dass diese Beziehungen nicht feindlicher Natur waren. Die Angabe impliziert zudem einen Respekt der griechischen Kultualtertümer auf Seiten der Perser. Sonst hätten die persischen Könige es sicher nicht für nötig befunden, teure Geschenke nach Delphi bringen zu lassen.

Die Reaktion der Delpher, angesichts der Nachrichten über die anrückende persische Armee, ist klar: Sie sind voller Furcht und befragen den Gott, ob sie die Tempelschätze vergraben oder wegschaffen sollen (8.36). Die Gottheit antwortet ihnen, dass sie sich um die Tempelschätze keine Sorgen machen sollen; sie, die Gottheit, sei „mächtig genug, sie zu beschützen.“ Die Einwohner selbst fliehen jedoch ins Gebirge.

Als die Perser dann kommen, liegen die heiligen Waffen, also den Göttern geweihte, oft kunstvoll verzierte und aus Gold gearbeitete Stücke, draußen vor dem Tempel. Niemand weiß, wie sie dahingekommen sind; die Waffen darf nämlich niemand berühren. Als die Perser weiter vordringen und zum Athene-Tempel gelangen, entlädt sich ein Unwetter: „Blitze fuhren vom Himmel auf sie nieder, und oben am Parnassos lösten sich zwei Felsblöcke los, die mit großem Getöse auf sie herabstürzten und viele von ihnen zerschmetterten“ (8.37). Die Perser sind völlig entsetzt; zudem stürmen die Delpher, die sich ins Gebirge zurückgezogen hatten, plötzlich auf sie ein. Die Perser ziehen sich zurück und erzählen später, dass sie auch noch zwei Männer gesehen hätten „von übermenschlicher Größe“, die hinter ihnen hergewesen wären (8.38).

Herodot weiß abschließend zu berichten, dass die Delpher ihm gesagt hatten, die beiden Riesen seien die Heroen ihres Landes gewesen (8.39). Jede griechische Landschaft und Ortschaft hatte solch einen *hēros ktistes*, einen Gründerheros, auf den die Einrichtung der sozialen Institutionen und die erste Gesetzgebung zurückgeführt wurden.

Es folgt noch eine abrundende Bemerkung Herodots: „Die vom Parnassos herabgestürzten Felsen waren zu meiner Zeit noch vorhanden und lagen im heiligen Hain der Athene Pronaia, wo sie liegengeblieben waren, nachdem sie durch das Herr der Barbaren gerollt waren. So mußten die Perser vom Tempel wieder abziehen.“ (8.39fin.)

Die Elemente herodoteischen Erzählens sind alle beisammen: Eine pittoreske Novelle, also eine Episode, die Interesse beanspruchen darf und die anschaulich dargestellt ist. Ein bemerkenswertes Sujet – der Konflikt zwischen menschlicher Hybris und göttlicher Nemesis. Und ein schönes Reiseerlebnis.

Diese Mischung wird Thukydides in keiner Weise wiederaufnehmen. Seine Kriegsdarstellung ist nicht die Summe von novellistisch erzählten Episoden. Bei Thukydides gibt es distanziert geschilderte Machtverhältnisse und ihre jeweilige, sich ganz mechanisch entwickelnde Dynamik. Bei diesem Prozess geht es auch nicht um Konflikte zwischen Menschen und Göttern; es geht nur darum, wer mehr Schiffe hat und früher da ist. Und von Reiseerlebnissen ist bei Thukydides erst recht nichts zu spüren. Es ist vielmehr so, als hätte die Welt, die Thukydides geschaffen hat, diese nüchterne, grausame Geschiebe, alles andere überlagert.

Thukydides scheint sich mehr mit dem mentalen Gerüst menschlichen Handelns beschäftigt zu haben, Herodot mehr mit den unendlichen Facetten überhaupt, die Menschen zeigen. Thukydides ist sicherlich ein Strukturalist *avant la lettre*, und Herodot zeigt alle Anzeichen von Atomismus in seiner Historiographie.

*

Zum Abschluss des Herodot-Teils der Vorlesung sei ein einziges, kurzes Kapitel aus dem letzten Buch vorgestellt. In 9.82 wird die Szenerie des aufgegebenen persischen Lagers beschrieben, das die siegriechen Griechen betreten. Die Schlacht bei Plataiai ist geschlagen, die Perser sind auf der Flucht, und die spartanische Armee unter ihrem Befehlshaber Pausanias besichtigt das persische Feldherrnzelt.

Pausanias erblickt die persische Pracht – die *Persicos apparatus*, wie sie Horaz nennen wird (c. 1.38.1), wo das Adjektiv *Persicus* dasselbe bedeutet wie ‚luxuriös‘. Pausanias befiehlt, ein Mahl zuzubereiten. Er sieht, welches Ausmaß das annimmt. Er ist erstaunt über diese Pracht und befiehlt seinen Dienern, „zum Spaß auch eine lakonische Mahlzeit anzurichten.“

Angesichts des großen Unterschieds zwischen dem bescheidenen, spartanischen Essen und der persischen Pracht muss Pausanias lachen. Er lässt die anderen Befehlshaber kommen und erklärt: „Griechen, ich habe euch rufen lassen, um euch zu zeigen, wie töricht der Perser war, der von seiner reichbesetzten Tafel zu uns kam, um uns, die wir so ärmlich leben, zu berauben.“ Ganz offensichtlich läuft die ganze Geschichte auf dieses Bonmot des Pausanias zu; die ganze Episode mag auch nur von Herodot erfunden sein. Sie war naheliegend, und warum sollte sie sich nicht so zugetragen haben?

Aber für einen modernen Leser enthält sie mehrere Einsichten. Xerxes hat gegen einen Feind gekämpft, den er nicht kannte. Xerxes hat nicht geahnt, mit wem er es zu tun hat. Er hat die emotionale Balance seiner Feinde falsch eingeschätzt, ihre ungeheure Leidensfähigkeit und ihre ungeheure Freiheitsliebe überhaupt nicht geahnt. Diese Fehleinschätzung zeigt aber nichts anderes als die blinden Flecken in der Selbstwahrnehmung des Xerxes, der eben gerade nicht leidensfähig ist und von freiheitsliebenden Subjekten vermutlich noch nicht einmal geträumt hat.

Wenn man diese Lektüre der Episode weiterverfolgt, so bedeutet dies, dass die Niederlage des Xerxes mehr über ihn und seine Selbsttäuschung aussagt als über etwaige reale Machtverhältnisse. Man muss auch gar nicht von Wahn und Verblendung bei Xerxes reden. Er hat schlicht und ergreifend dieselben Dinge bei anderen für selbstverständlich gehalten, die für ihn selbstverständlich sind – Bequemlichkeit und Unterordnung. Man kann, wie Pausanias es tut, eigentlich nur lachen über solche Leute wie Xerxes. Aber beinahe hätte er gewonnen.

*

Die wenigen sicheren Daten aus dem Leben des Thukydides, die zusammen mit den Informationen über Herodot bereits behandelt sind, zeigen die Schwierigkeiten der antiken Quellenkritik deutlich: Oft genug nämlich stammen die einzigen sicheren Informationen, über die wir verfügen, aus den spärlichen Äußerungen der Autoren selbst, die sich in ihren Werken finden. Bereits die antike Tradition hat, in einer für uns oft unkritisch wirkenden Weise, die sicheren Informationen durch wesentlich weniger sichere Zusätze erweitert, durch Spekulationen ergänzt und überhaupt umgeformt.

Im Zusammenhang mit dieser Diskussion ist Dionys von Halikarnass erwähnt worden. Dieser Rhetoriklehrer kommt 30 v. Chr. nach Rom und bleibt dort etwas mehr als zwei Jahrzehnte. Er verfasst als glühender Verfechter des Attizismus mehrere literarhistorische Abhandlungen, die den großen attischen Rednern gewidmet sind. Sein Vorbild ist Demosthenes, und Thukydides kommt sehr schlecht weg in den Betrachtungen des Dionys. Anstatt Thukydides aber einfach zu ignorieren, macht sich Dionys die Mühe, in mehreren Schriften die Schwächen des Thukydides aufzuzeigen. Es gibt von Dionys eine eigene Abhandlung über

Thukydides (Über den Stil des Thukydides – *perì toû Thoukydídou charaktêros*); der schlechte Stil des Thukydides ist zudem aber auch noch Gegenstand zweier literarischer Briefe (es handelt sich um den Brief an Gnaeus Pompeius und den Zweiten Brief an Ammaeus).

Die Ablehnung des Thukydides bei Dionys gründet sich auf die Unverständlichkeit des Autors. Diese Ablehnung des Thukydides teilt auch ein etwas älterer Zeitgenosse des Dionys: Cicero schreibt in seinem *Orator* (veröffentlicht 46 v. Chr.) ebensowenig vorteilhaft von Thukydides. Bei Cicero geht es um die praktische Verwertbarkeit der Autoren als Redner. Nun war zwar Thukydides kein Redner wie Demosthenes oder Lysias, aber sein Werk enthält auffällig viele Reden, die sehr stark stilisiert sind. Diese Reden nun kritisiert Cicero äußerst scharf (Or. 9.30-32). Die Reden taugen nicht für die Praxis des Gerichtsredners, und Thukydides sei einzig deshalb bekannt, weil er Geschichtsschreiber gewesen sei. Cicero lässt durchblicken, dass man mit Reden à la Thukydides wohl jeden Prozess verliert.

Cicero führt sein Argument noch weiter: Heutzutage gebe es Nachahmer des Thukydides, aber die würden keinesfalls das Niveau des Vorbilds erreichen (32): *huius tamen nemo neque verborum neque sententiarum gravitatem imitatur* – ‚niemand vermag seine (des Thukydides) Würde nachzubilden, weder des sprachlichen noch des gedanklichen Ausdrucks‘; und Cicero fährt ironisch fort: *sed cum mutila quaedam et hiantia locuti sunt*, ‚aber sobald sie (diese Thukydides-Nachahmer) etwas Abgehacktes und Unzusammenhängendes von sich gegeben haben, was sie auch ohne Lehrer hinbekommen hätten‘ – *quae vel sine magistro facere potuerunt*, ‚dann glauben sie bereits, ein regelrechter Thukydides zu sein‘ – *germanos se putant esse Thudydidas*.

Im Brief des Dionys an Gnaeus Pompeius geht es um zahlreiche Fehler des Thukydides, und einer dieser Fehler ist der Befund, dass Thukydides die Ereignisse der Reihe nach erzählt. Dass Thukydides jahresweise erzählt, ist schon erwähnt; das ist anders bei Herodot, der sich erst in der zweiten Hälfte seines Werks, in den Ereignissen die auf den ionischen Aufstand folgen, dazu durchdringt, annalistisch, jahresweise zu berichten. Vorher ging es ziemlich durcheinander – die mythische Vorgeschichte und die zahlreichen Exkurse haben für einige Verwirrung gesorgt.

Dionys nun argumentiert anders. Er beginnt mit der Feststellung, dass es die Aufgabe des Historikers sei, das Material richtig anzuordnen. Wie machen das nun Thukydides und Herodot? Thukydides bleibt ganz chronologisch, stellt Dionys fest, während Herodot den Einschnitten folgt, die das Material ihm selbst anbietet. Das Ergebnis ist, dass Thukydides unklar bleibt und seinem Erzählstrang schwer zu folgen ist, weil die Ereignisse im Lauf eines Jahres eben an verschiedenen Stellen erfolgen und weil Thukydides zusammenhängende Ereignisse nicht zusammenhängend erzählen kann, weil er ja immer wieder nach Jahren trennt. Dieser Befund trübt ein wenig das Lesevergnügen.

Bei Herodot ist das ganz anders: Er beginnt mit den Lydern und kommt dann gleich zu Kroisos, und von dem geht es gleich weiter zu Kyros, der das Reich des Kroisos zerstört. Dann kommen die ägyptischen, skythischen und libyschen Geschichten, manche Ereignisse sind Folgen von anderen, andere werden wieder aufgenommen als fehlende Verbindungsglieder, ganz Anderes wird hinzugefügt, um der Darstellung ein wenig Anmut zu verleihen. Obwohl Herodot also mehr als 220 Jahre behandelt, und obwohl er sowohl über Griechen als auch über Barbaren spricht, und obwohl die Ereignisse in drei Kontinenten spielen – alles ist bis hin zur Flucht des Xerxes kontinuierlich erzählt, ohne Bruch in der narrativen Struktur.

Dionys sieht am Ende seiner Ausführungen eine klare Antithese: Während Thukydides *ein* Ereignis in *viele* Teile zergliedert, hat Herodot *viele* Ereignisse in *ein* Ganzes gebracht, das zudem ausgesprochen harmonisch wirkt.

Das ist vollkommen richtig beobachtet (und auch sehr schön essayistisch auf den Punkt gebracht). Abgesehen von der etwas neidischen Feststellung, dass Dionys offensichtlich recht zügig Herodot lesen kann und dadurch leichter die zusammenhängenden Passagen erkennt, ist dem auch nichts hinzuzufügen. Und bei Thukydides gibt es tatsächlich das irritierende Phänomen, dass zusammenhängende Episoden in verschiedenen Büchern begonnen, weitererzählt und abgeschlossen werden, weil die Darstellung eben annalistisch, jahresweise erfolgt. Auch diese Beobachtung ist richtig.

Aber Dionys hat eines nicht bedacht: Thukydides hat die Aufgabe des Forschers vor die des Darstellers gerückt. Zudem hat Thukydides etwas entdeckt oder zumindest als erster beschrieben, von dem bei Herodot keine Rede ist – die so genannte *politische* Geschichte. Diese politische Historiographie sieht in der Geschichte nicht einfach eine Abfolge von pittoresken Details, sondern erkennt den immer gleichen Machtkampf in immer neuem Gewand. Das ist eine andere Lektüre der Ereignisse, und Thukydides kreierte einen neuen Diskurs.

Thukydides tut dies ganz bewußt – und mit dieser Erklärung beginnt sein Werk: ‚Alles Frühere war unbedeutend‘ – diese Überschrift aus der Gliederung fasst den ersten Teil des ersten Buches, der von 1.1-1.23 reicht, zusammen. Der zweite Teil des ersten Buches, also die wesentlich umfangreichere Passage 1.23-145, beschreibt die Vorgeschichte bis zum Kriegsausbruch. In diesem zweiten Teil unterscheidet Thukydides zwischen Anlässen und wahren Gründen, greift auf die Perserkriege zurück, erzählt in der Pentekontaetie von den fünfzig Jahren, die seitdem vergangen sind und schildert dabei insbesondere den Aufstieg Athens. Das erste Buch endet dann mit einer Rede des Perikles – und das zweite Buch beginnt mit dem Überfall auf Plataia.

Aber bereits im ersten Teil des ersten Buches greift Thukydides auf die Perserkriege zurück – er tut dies an betonter Stelle, am Schluss des ersten Teils des ersten Buches, bevor es mit der Vorgeschichte des Peloponnesischen Krieges losgeht. Unmittelbar vor diesem Finale des Auftakts steht das Methodenkapitel, in dem Thukydides von der Erfindung der politischen Geschichte durch sich selbst spricht. Er kleidet das in andere Worte – es geht um kritische Methode und Pflicht zur Wahrheit – aber um nichts Geringeres handelt es sich.

Es beginnt mit einem harmlosen Auftaktsatz. Bei Thukydides heißt es knapp (1.1): „Thukydides von Athen hat den Krieg der Peloponnesier und Athener, den sie gegeneinander führten, aufgezeichnet.“ Bei Herodot war es etwas bunter (1.1): „Herodot von Halikarnassos legt hier dar, was er erkundet hat, damit weder mit der Zeit in Vergessenheit gerät, was von Menschen geschehen, noch große und bewunderungswürdige Taten, die Griechen und Barbaren vollbracht haben, ruhmlos bleiben; besonders aber hat er erforscht, weshalb sie nun gegeneinander Krieg führten.“

Nach diesem, verglichen mit Thukydides, beinahe barocken Auftakt kamen die Mythenerzählungen von den diversen Frauen, die von den einen zu den anderen überwechselten. Bei Thukydides geht es gleich direkt zur eigenen Person und zur Sache selbst. Es heißt weiter, und Thukydides spricht von sich in der dritten Person (wie später manch anderer, der zwar Thukydides imitiert, aber längst nicht ein so nüchternes Verhältnis zu sich selbst hat): „Er begann damit gleich beim Ausbruch, in der Erwartung, der Krieg werde bedeutend werden und denkwürdiger als alle früheren; das erschloss er daraus, dass beide auf der vollen Höhe ihrer Machtmittel

in den Kampf eintraten und dass er das ganze übrige Hellenentum Partei ergreifen sah, teils sofort, teils nach einigem Zögern.“

Der Unterschied zu Herodot ist ganz deutlich: Es ist keine Rede von „erkunden“, oder dass Dinge in Vergessenheit geraten können, es geht auch gar nicht um die zu befürchtende „Ruhmlosigkeit“, die eintreten könnte, wenn die Schilderung nicht geschrieben würde. Es geht bei Thukydides ganz modern und nüchtern zu; auch eine Geschichte des Zweiten Weltkriegs könnte so beginnen: Auch im September 1939 war klar, dass dieser Krieg ‚bedeutender und denkwürdiger‘ werden würde als der von 1914. Die ‚volle Höhe der Machtmittel‘ war nicht zu übersehen, und dass ‚das ganze übrige‘ Europa ‚Partei ergriff‘, ‚teils sofort, teils nach einigem Zögern‘ ist allbekannt. Es geht auch genauso weiter: „Es war bei weitem die gewaltigste Erschütterung für die Hellenen und einen Teil der Barbaren, ja sozusagen unter den Menschen überhaupt.“

Thukydides wird dann ganz vorsichtig und zurückhaltend, wenn er sagt, dass er „zwar wegen der Länge der Zeit unmöglich genau erforschen“ konnte, ob das so stimmt, was er schreibt. „Aber aus Zeichen, die sich mir bei der Prüfung im großen ganzen als verlässlich erwiesen, glaube ich,“ dass dieser Krieg der bedeutendste war, und dass die früheren damit nicht vergleichbar sind.

Im griechischen Text steht das Adverb *saphôs* ‚genau‘ – und das ist der Unterschied zu Herodot. Bei Herodot ist die Rede von der ‚Darlegung seiner Erkundung‘, oder salopp gesagt, von der Exposition seiner Interviews. Die herodoteische *apódeixis historíes*, ‚Herodot liegt hier dar, was er erkundet hat‘, sein *à peu près* ist etwas ganz Anderes als das, was bei Thukydides passiert. Das sieht man auch aus der weiteren Fortsetzung dieses Satzes bei Thukydides. Da ist von ‚Zeugnissen‘ die Rede, ‚aus‘ denen sich ‚bei Betrachtung aufs Ganze hin‘ etwas ‚ergibt‘: *ek tò tekmeríôn* ‚aus den Zeugnissen‘, *epì makrótaton skopoúntí moi* ‚mir, der ich das aufs Ganze hin betrachte‘. Das ist nicht jemand, der als Tourist in einen ägyptischen Tempel reist und sich dort Skulpturen von Oberpriestern zeigen lässt. Das ist jemand, der zumindest den Anspruch erhebt, mit Verstand vorgegangen zu sein.

*

Wie sind die Ereignisse bei Thukydides angeordnet? Erhalten sind von seinem Werk acht Bücher. Die Darstellung ist ganz offensichtlich unvollständig, weil der Text im achten Buch mitten im Satz abbricht. Das ist eine einzigartige Situation im Rahmen der Textgeschichte der antiken Literatur. Informationen über diesen Befund bei Thukydides gibt es keine, Spekulationen natürlich jede Menge. Bereits im Altertum war der Text nicht vorhanden, weil Xenophon seine *Hellenika*, also die Fortsetzung der Geschichte des Peloponnesischen Krieges, genau da beginnen lässt, wo Thukydides abbricht. Mithin hatte auch Xenophon keinen anderen Thukydides-Text als wir – wenn man nicht witzigerweise annehmen will, dass er Texte von Thukydides als seine eigenen ausgegeben hat.

Der Anschluss von Xenophon an Thukydides ist extrem schlicht. Sein Text beginnt mit den Worten ‚nach diesen Ereignissen‘ – *metà tò taúta*. Das ist mit Abstand das kunstloseste Prooimion aus der gesamten antiken Literatur, und Cicero hätte sicher sarkastisch hinterhergerufen, dass so etwas wohl ohne Lehrer entstanden ist.

Das Bedürfnis, Thukydides weiterzuschreiben, haben noch mindestens zwei andere Zeitgenossen empfunden: Zum einen ein Kratipp, der ebenso wie Xenophon an Thukydides anschließt (von dessen Werk aber nur Fragmente erhalten sind –

FGrHist 64), und zum anderen ein Anonymus, dessen Text in einem langen Bruchstück auf Papyrus gefunden wurde – der entsprechend nach Titel und Fundort Hellenica Oxyrhynchita heißt (FGrHist 66). Aber zurück zu Thukydides selbst:

Die intellektuelle Leistung des Thukydides ist von ganz anderem und eigenem Zuschnitt. Das gesamte erste Buch seines Werkes ist zum einen der Vorstellung seines Werkes und zum anderen der Vorgeschichte des Hauptereignisses gewidmet. Dem Autor ist also klar, dass man erstens nicht einfach anfangen kann zu schreiben, und dass zweitens Ereignisse auch nicht einfach so plötzlich, quasi aus dem Nichts da sind. Beides, die Historie und die Beschreibung dieser Historie, erfordert einen Vorlauf. Die intellektuelle Leistung des Thukydides ist aber wirklich von einer anderen Dimension. Wenn Sie ein beliebiges Geschichtsbuch der Alten Welt aufschlagen, finden Sie die Angabe ‚Der Peloponnesische Krieg, 431-404‘. Diese Angabe aber ist eine Erfindung des Thukydides. Der peloponnesische Krieg hat in dieser Form nicht existiert. Tatsächlich nämlich gab es zwei ‚heiße‘ Kriege und einen ‚kalten‘ Krieg. Der erste heiße Krieg war der so genannte Archidamische, benannt nach Archídamos, dem König von Sparta. Er dauerte neun Jahre, endete zunächst mit einem Waffenstillstand, dem sich ein Friedensvertrag anschloss.

Der kalte Krieg umfasst das 10.-16. Kriegsjahr – nach neun Jahren Archidamischer Krieg und einem Jahr Waffenstillstand. Dieser Waffenstillstand wird durch die Athener gebrochen, als sie sich zur so genannten sizilischen Expedition aufmachen. Diese Episode, eine der unseligsten und unsäglichsten militärischen Operationen der Alten Welt, ist der Beginn des zweiten heißen Krieges. Dieser zweite Krieg wird der Dekeleische Krieg genannt, weil in ihm die dorische Festung Dekéleia, die nahe bei Athen liegt, eine bedeutende Rolle spielen wird.

Warum spricht man denn dann von *einem* oder *dem* peloponnesischen Krieg? Die Antwort ist das Werk des Thukydides. Man spricht von *einem* Krieg, weil *Thukydides* im sechsundzwanzigsten Kapitel des fünften Buches davon spricht, dass es trotz des Friedensvertrags *ein zusammenhängender* Krieg gewesen ist.

In diesem so genannten zweiten Prooimion begründet Thukydides seine Interpretation der Ereignisse. Es heißt in 5.26.2: „Denn die Einigung zwischenhinein nicht als Krieg bezeichnen zu wollen, wäre ein Irrtum: man achte auf die Tatsachen, wie eins das andre ablöste, und man wird finden, dass das nicht wohl Frieden heißen darf, wo sie nicht alles zurückgaben und zurückempfingen, was ausbedungen war, wo es außerdem zum Mantineischen und Epidaurischen Krieg und noch weiteren gegenseitigen Verfehlungen kam, die Verbündeten in Thrakien unvermindert feind waren und die Boioter den Waffenstillstand immer nur auf zehn Tage verlängerten.“

Thukydides fährt im nächsten Satz fort, die Teile noch einmal aufzuzählen: Der erste Zehnjährige Krieg, die argwöhnische Waffenruhe danach und der anschließende spätere Krieg – also zwei heiße Kriege und ein kalter Krieg. Das Schema illustriert den Ablauf der Erzählung bei Thukydides:

1. Buch	Selbstdarstellung, Vorgeschichte 1.-9. Jahr: Archidamischer Krieg
2. Buch	1.-3. Jahr
3. Buch	4.-6. Jahr
4. Buch	7.-9. Jahr, Waffenstillstand
5.1-6.7	10.-16. Jahr: Zwischenkriegszeit
6.8-8.6	17-19. Jahr: Die Fahrt nach Sizilien 20.-27. Jahr: Dekeleischer Krieg
8.7-60	20. Kriegsjahr

8.61-109	21. Kriegsjahr, Textende
(9. Buch	22-24. Jahr)
(10. Buch	25-27. Jahr)

Von den ersten neun Jahren des Krieges werden jeweils drei in den ersten drei Büchern erzählt. Also Buch 2 umfasst Jahr 1-3, Buch 3 Jahr 4-6 und Buch 4 Jahr 7-9. Im neunten Jahr kommt es zu einem einjährigen Waffenstillstand, dem sich der Friedensschluss im zehnten Jahr anschließt. Das fünfte Buch behandelt die Zwischenkriegszeit – und umfasst das 10.-16. Kriegsjahr. Es folgt am Anfang von Buch 6 die Schilderung der Fahrt nach Sizilien; diese Schilderung findet ihren Abschluss am Anfang von Buch 8: Zwei Bücher umfassen also drei Kriegsjahre. Wenn man annimmt, dass für den folgenden Dekeleischen Krieg im eigentlichen Sinne Thukydides in seiner Schilderung wieder jeweils drei Jahre in ein Buch gefasst hätte, würde das Gesamtwerk zehn Bücher umfasst haben. Man muss natürlich darauf hinweisen, dass die Bucheinteilung selbst nicht von Thukydides stammt; aber es geht ja hauptsächlich um die Proportionen, so dass man wenigstens ungefähr sagen kann, wieviel verloren gegangen ist beziehungsweise noch nicht von Thukydides verfasst worden war.

Die gesamte Kalkulation ist natürlich spekulativ: Die Seitenzahlen, die sich bei Thukydides für die einzelnen Kriegsjahre finden, variieren sehr stark. Manche Kriegsjahre haben 60 Seiten Darstellung, manche nur 40 oder 30 Seiten gefunden; aber oft genug gibt es auch gerade nur ein Dutzend Seiten pro Jahr, manchmal nur zwei oder drei. Trotz dieser Bandbreite – es wird nicht viel mehr als ein Fünftel des Werks verloren beziehungsweise noch nicht vollendet gewesen sein, wenn man davon ausgeht, dass Thukydides seine bisher gewählte Darstellungsart beibehalten hat.

*

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu Art, Anlage und Umfang des thukydideischen Geschichtswerks kann der Durchgang durch das Werk beginnen. Die ersten Sätze enthalten die Feststellung, dass der Krieg zwischen Athen und Sparta für die griechische Welt und darüber hinaus für den größten Teil der Menschheit eine Erschütterung gebracht habe, die in ihrem Ausmaße alles Vorangegangene weit übertraf. Aber Thukydides setzt dies nicht nur als wirksame Behauptung hin, damit der Leser sein Buch eventuell doch kauft, sondern schließt an diese Behauptung sogleich den Beweis aus der Geschichte an. Es sind dies die Kapitel der so genannten Archäologie (1.2-19).

Im Rahmen dieser Archäologie ist eine knappe Darstellung der griechischen Geschichte von den frühesten Anfängen bis zur Gegenwart in den Dienst der Aufgabe gestellt, die überragende Bedeutung des Peloponnesischen Krieges an den Ausmaßen früherer Unternehmungen zu erweisen.

Gleich zu Beginn des thukydideischen Œuvres begegnet eine ganz andere Dimension von Geschichtsschreibung: Natürlich ist das Thema bei ihm das Selbe wie bei Herodot – der Aufstieg einer Macht, ihr Hegemoniestreben, ihr Vormachtsanspruch. Bei Herodot sind es die Perser und insbesondere Dareios, bei Thukydides ist es Athen und seine immer zahlreicheren Verbündeten, die im attischen Seebund vereint sind. Aber die ‚mentale Dimension‘ ist eine andere: Bei Herodot sind das bunte Geschichten, Städte, die größer und kleiner werden, Reiche, die kommen und vergehen. Bei Thukydides geht es um die Prärogative des Militärischen und – vor allem – um die Prärogative des Politischen. Die Erfindung des

Politischen, also die Feststellung, dass menschliches Handeln von politischen Überlegungen geleitet ist, dass ganze Gesellschaften aufgrund politischer Entscheidungen tiefgreifende Umwälzungen erleben – diese Erfindung des Politischen stammt von Thukydides.

Es handelt sich um eine extrem bedeutende Innovation. Sie ist vergleichbar mit der parmenideischen Innovation, die zum ersten Mal begrifflich trennt zwischen *Dóxa* und *Alétheia*, zwischen dem, wie die Dinge erscheinen und wie sie in Wahrheit sind. Und zur parmenideischen Begriffsrevolution gehört als zweiter wesentlicher Bestandteil, dass die wirkliche Wirklichkeit nur mit noetischen Kategorien zu beschreiben ist, nicht mit realen, sondern mit konstruierten.

In eben dieser bedeutenden innovativen Weise konstruiert Thukydides in seinem Werk den Begriff des Politischen. Es gibt keine Anekdoten mehr von halb wahnsinnigen persischen Großkönigen oder von einer Handvoll tapferer Spartaner. Solche Figuren fehlen völlig in der Welt des Thukydides. Es gibt nur die militärische Funktionseleite auf der einen sowie Politiker und Apparatschiki auf der anderen Seite. Und das sind keine pittoresken Typen, die mit Bonmots erheitern.

*

In der Archäologie beginnt Thukydides mit der Schilderung primitivster Lebensverhältnisse der Griechen, die noch nicht einmal über feste Wohnsitze verfügen. Weiter geht es dann mit der Überwindung der Piraterie und der Ausbildung bedeutende Machtzentren hin zur Entwicklung größerer Sicherheit und Ordnung.

Mit dieser Darstellung bekennt sich Thukydides zu einer Auffassung der Menschheitsgeschichte als ständigen Fortschrittes aus ursprünglicher Primitivität. Dies ist ein Gegenbild zur mythischen Lehre Hesiods von den absteigenden Weltaltern, das am Anfang seines zweiten, jüngeren Buches, den *Werken und Tagen*, entwickelt ist. Im Kreise der Sophistik ist der Name des Protagoras mit dieser Geschichtskonzeption verbunden. Dieser Fortschrittsgedanke stellt sich bei Thukydides vor allem als Machtbildung dar und entbehrt jeden moralischen Vorzeichens.

Bei Thukydides findet sich die gegenteilige, kulturoptimistische Vorstellung, die als antiker Fortschrittsbegriff rubriziert ist. Thukydides zeigt an dieser Stelle, dass ihm die zeitgenössische sophistische Diskussion nicht nur nicht fremd ist, sondern er sogar diese modernen zeitgenössischen Ideen teilt.

Thukydides strebt in wissenschaftlicher Haltung für seine Berichte volle Gewissheit an: Es geht ihm, wie schon erwähnt, um das *saphôs mén heureîn* ‚genau herausfinden‘ (in 1.1.2). Diese Gewißheit (*tò saphés*) ist ihm bei Zeitereignissen durch Autopsie oder das Zeugnis jener, die an den Ereignissen selbst Anteil hatten, hinreichend gesichert. Schwieriger ist es bei der Darstellung der Vergangenheit, aber auch hier bleibt der schlüssige Beweis das Ziel: Die Formulierung *war ek dè tekmeríon* ‚anhand der Zeugnisse‘ (ebenfalls in 1.1.2).

Diese beiden Kennzeichen der thukydideischen Darstellung (*tò saphés* & *tè tekmeríon*) können nicht deutlich genug betont werden. Die beiden Ausdrücke sind parallel geordnet. Dies erreicht Thukydides durch die Partikeln *mén – dé*, eine Partikelgruppe, die nur Begriffe, Wendungen, Gedanken gleichordnet, wenn diese auf derselben Stufe stehen. In der geglätteten attischen Prosa werden entsprechend dann auch nur gleichwertige Wortarten parallelisiert: also zwei Adverbien, zwei Adjektive, zwei Substantive, zwei Verben. Bei Thukydides jedoch sieht man, dass zwei verschiedenwertige Ausdrücke gleichgeordnet werden: zum einen ‚das genaue Herausfinden‘, zum anderen ‚anhand der Zeugnisse‘.

Bei der Inkonzinnität, der harschen Fügung nicht paralleler syntaktischer Phänomene, handelt sich um eine Stileigenheit der thukydeischen historischen Prosa, die gerne nachgeahmt wurde. Eine solche Nachahmung ist nicht immer bei allen auf Gegenliebe gestoßen – man sieht das an Ciceros höhnischen Kommentar, dass das Ergebnis oft so aussähe, als sei es ohne Lehrer zustande gekommen. In der lateinischen historischen Prosa ist bei Tacitus regelmäßig von Inkonzinnität die Rede. Bei Livius, der oft nicht viel klarer schreibt, nennt man dieselbe Eigenschaft seit der Antike *patavinitas*. Man unterstellt Livius, dass er schlicht und ergreifend nicht in der Lage ist, seinen Heimatdialekt aus Padova abzulegen.

Thukydides verwendet den Begriff des Zeugnisses, des *Testimoniums* noch einmal an prominenter Stelle. Am Ende der Archäologie in 1.21.1 wird der Wert der Dokumente, der Zeugnisse verteidigt. Wer sich nach den angeführten Dokumenten ein entsprechendes Bild macht, wird nicht falsch liegen, heißt es da (1.21.1in.). Denn dann ist man wenigstens nicht verführt von den Dichtern, die die Ereignisse ausschmücken in phantastischer, hymnischer Manier. Und man ist auch nicht von den Geschichtenschreibern, den Logographen, in die Irre geleitet, die alles Mögliche erzählen, was schön zu hören, aber noch lange nicht wahr ist. Was die Logographen erzählen wird dann spezifiziert: In der Regel Unglaubhaftes, das mit der Zeit wie eine Sage sich festgesetzt hat, aber eigentlich unbeweisbar ist.

Mit diesen Worten grenzt sich Thukydides deutlich ab von seinen Vorgängern. Bei Thukydides handelt es sich um einen anderen, neuen Typ von Autor. Zwar hatte sich bereits Herodot kritisch mit sowohl seinen Informanten als auch den ihm vorliegenden Quellen auseinandergesetzt, wenn man zurückdenkt an die idyllische Szenerie in Ägypten. Herodot ist dorthin gereist und unterhält sich mit den Priestern in Memphis. Er läßt sich Details aus der ägyptischen Frühgeschichte erzählen, reist aber weiter, um sich Einiges selbst anzusehen. Herodot hat ebenso bereits vorher Erkundigungen einzogen, er weiß, wer Hekataios ist und dass Hekataios auch in Ägypten war. Er kritisiert *implizit* den genealogischen Anspruch des Hekataios, indem er zeigt, wie wenig Eindruck zu machen ist mit 16 Generationen als Vorgängern und dem Anspruch auf göttliche Abkunft. Und Herodot kritisiert *explizit* die Konzeption des Hekataios vom Okeanos, der die Kontinente umfließt. Aber diese Stellen sind nicht sehr zahlreich bei Herodot und sie erscheinen auch nur da, wo zufällig die Rede darauf kommt. Andere als Hekataios werden auch nicht erwähnt, und diese kritischen Versuche gehen ein wenig unter in der Masse der neun Bücher Herodots, wo ansonsten doch durchgängig ein anderer Ton vorliegt. Bei Thukydides dagegen begegnet eine Darstellung dieser Arbeitsschritte des Historikers gleich zu Beginn, also an prominentester Stelle. Und bei Thukydides wird nicht einfach erzählt um des Erzählens willen. Gerade gegen solche Leute hat sich Thukydides am Ende der Archäologie ausgesprochen.

Diese autoreferentiellen Passagen, die den Abschluss der Archäologie bilden, seien noch einmal kurz betrachtet. Es geht um die Kapitel 1.20-22, die eine geschlossene Einheit bilden. Im mittleren Abschnitt 21 hat sich Thukydides abgesetzt zum einen gegen die Logographen, Leute wie Hekataios und Herodot, die schöne Geschichten erzählen, denen aber nur schwerlich Glaubwürdigkeit zuzuerkennen ist. Zum anderen hat sich Thukydides abgesetzt von den Dichtern, die alles nur hymnisch überhöht darstellen würden; damit sei auch nichts anzufangen.

Im vorangehenden Abschnitt 20 spricht Thukydides von seiner eigenen Arbeit, die er als „mühsame Untersuchung“ bezeichnet, „da nicht jedem ersten besten Zeugnis zu trauen war.“ Und jetzt kommt als Beispiel ein *Abstract* der Tyrannenmörderepisode. Man sieht, wie wichtig dieser Punkt der Richtigstellung der historischen Fakten für Thukydides ist, daran, dass er bereits jetzt auf diesen Punkt

verweist, den er erst zu einem viel späteren Zeitpunkt als Exkurs vollständig darstellen wird. Abschnitt 20 schließt mit einem allgemeinen Tadel der anderen, die „so unbemüht sind ... in der Erforschung der Wahrheit und lieber bei den herkömmlichen Meinungen bleiben.“ Jetzt kommt 21 mit der Kritik an Dichtern und Logographen. Abschnitt 22 schließlich behandelt ein zentrales Problem der Geschichtsschreibung überhaupt – wie macht man das denn mit den Reden.

Thukydides beginnt (1.22): „Was nun in Reden hüben und drüben vorgebracht wurde, während sie sich zum Kriege anschickten, und als sie schon drin waren, davon die wörtliche Genauigkeit wiederzugeben war schwierig sowohl für mich, wo ich selber zuhörte, wie auch für meine Gewährsleute von anderwärts.“ Das ist genau der Punkt: Selbst wenn man dabei ist, hat man große Schwierigkeiten, die Wortwahl richtig wiederzugeben; ganz schwierig ist es aber dann, wenn man nur Berichte anderer vorliegen hat.

Wie entscheidet sich Thukydides, der auf dieses Element in seiner Darstellung wegen seines kritischen Wahrheitsanspruchs nicht verzichten kann: „Nur wie meiner Meinung nach ein jeder in seiner Lage etwa sprechen mußte, so stehn die Reden da, in möglichst engem Anschluss an den Gesamtsinn des in Wirklichkeit Gesagten.“ Thukydides verlegt sich also auf das Nachbilden des am meisten Wahrscheinlichen, auf das eikázein. Auch mit diesem Verfahren zeigt Thukydides, ebenso wie mit seinem Fortschrittsgedanken, wie sehr er der zeitgenössischen Sophistik nahesteht. Den Sophisten war – bis zur Verdrehung und Überspitzung – genau dieses Wahrscheinlichmachen ein zentrales Projekt, ein überaus wichtiges Anliegen.

Aber Thukydides verwahrt sich gleich gegen etwaige Zweideutigkeiten: „Was aber tatsächlich geschah in dem Kriege, erlaubte ich mir nicht nach Auskünften des ersten besten aufzuschreiben, auch nicht ‚nach meinem Dafürhalten‘“ – hōs emoì edókei steht im Griechischen, und das ist eine von Herodots Lieblingsformulierungen, von dem sich Thukydides erneut distanziert. Er fährt fort: „... sondern ich bin Selbsterlebtem und Nachrichten von andern mit aller erreichbaren Genauigkeit bis ins einzelne nachgegangen. Mühsam war diese Forschung, weil die Zeugen der einzelnen Ereignisse nicht dasselbe über dasselbe aussagten, sondern je nach Gunst oder Gedächtnis.“

Und Thukydides hat auch an den Rezipienten gedacht, und nicht nur an den zeitgenössischen; er fährt fort (und diese Sätze beschließen das Methodenkapitel): „Zum Zuhören wird vielleicht diese undichterische Darstellung minder ergötzlich scheinen; wer aber das Gewesene klar erkennen will und damit auch das Künftige, das wieder einmal, nach der menschlichen Natur, gleich oder ähnlich sein wird, der mag sie (sc. die Darstellung) für nützlich halten, und das soll mir genug sein: zum dauernden Besitz, nicht als Prunkstück fürs einmalige Hören ist sie verfaßt.“

*

Das 23. Kapitel stellt einen gleitenden Übergang dar. Neuerlich werden die besonderen Ausmaße des Peloponnesischen Krieges betont und hier besonders gegen die Perserkriege abgehoben, dann geht Thukydides auf den Ausbruch der Feindseligkeiten ein. An dieser Stelle findet sich eine außerordentlich berühmte begriffliche Unterscheidung, eine kategoriale Differenzierung. Mit dieser Art Begriffsbestimmung grenzt sich Thukydides zum einen deutlich gegen Herodot und die Geschichtenerzähler ab, und zum anderen stellt sich Thukydides an die Seite der Sophisten, die immer gelehrt haben, dass man sich sehr genau mit den Begriffen beschäftigen muss, die man verwendet – nur dies ermöglicht es einem, ‚aus dem

schwächeren Logos den stärkeren zu machen', wie es Sokrates in der platonischen Polemik darstellen wird.

Thukydides unterscheidet zwischen zwei Dingen auf doppelte Weise: Zum einen gibt es die Kategorie ‚Ursache‘ und die Kategorie ‚Grund‘. Zum anderen gibt es die Kategorien ‚viel‘ und ‚wenig‘. Thukydides kommt zu folgendem Befund (1.23.4): „Es fing damit an, dass Athener und Peloponnesier den dreißigjährigen Vertrag aufhoben, den sie nach der Einnahme Euboias geschlossen hatten.“ Dieser Vertrag war 445 geschlossen worden, und in ihm sicherten Sparta und Athen einander die Respektierung ihrer jeweiligen Einflußsphären zu. Thukydides fährt fort:

„Die Ursachen, warum sie ihn aufhoben, und die Streitpunkte schreibe ich vorweg, damit nicht später einer fragt, woher denn ein solcher Krieg in Hellas ausbrach.“ Mit anderen Worten: Ursachen, Anlässe, Auslöser gab es viele. Und Thukydides schließt unmittelbar an: „Den wahrsten Grund freilich, zugleich den meistbeschwiegenen, sehe ich im Wachstum Athens, das die erschreckten Spartaner zum Kriege zwang.“ Mit anderen Worten: Es gab nur einen Grund – nämlich das Vormachtstreben, den Hegemonieanspruch, den Expansionsdrang Athens.

Von diesem *einen* Grund, der den *vielen* Ursachen in doppelter Antithese gegenübergestellt wird, heißt es zudem, dass er „der wahrste Grund“ ist – *alēthestátē* próphasis. Thukydides bietet in seiner sprachlichen Darstellung also noch eine dritte Antithese: „der wahrste Grund“ erhält die Partikel *mén* als Zusatz – und das korrespondierende Element, das mit *dé* versehen ist, ist ein anderer Superlativ: „der wahrste Grund auf der einen Seite ist gleichzeitig der unsichtbarste, der am meisten verborgene auf der anderen Seite“ – *mèn gár alēthestátēn próphasin aphanestátēn dè lógoi*. Mit anderen Worten: Von dem wahrsten Grund ist praktisch nie die Rede, der wird nicht genannt, der ist ein Tabu.

Die These ist sensationell: Zuerst wird unterschieden zwischen dem Vielen und dem Einem, dann zwischen den vielen Vorwänden und dem einen Grund, und schließlich wird die Wahrheit im Verborgenen gefunden. Diese Übersetzung der endlosen Fülle der Wirklichkeit in endliche noetische Kategorien ist eine enorme hermeneutische Leistung.

Als Analogie mag man aus der Medizingeschichte etwa die Genese der Psychoanalyse am Ende des 19. Jahrhunderts heranziehen. Eine große Zahl von Symptomen geistiger Erkrankungen wird reduziert auf wiederkehrende, stereotype Muster. Für diese verschiedenen geistigen Erkrankungen muss nach ihrer jeweiligen Ursache geforscht werden. Die Urszene muss ermittelt werden, die der Grund ist für die zahllosen Somatisierungen psychischen Leidens. Und diese Urszene ist einzig verborgen in den Erinnerungen des Patienten, und ohne ihre Entdeckung und Benennung und Klassifizierung gibt es keine Chance, den endlosen psychischen Krankheitssymptomen Einhalt zu gebieten.

Die medizinische Analogie – und die ersten Psychoanalytiker haben sich als Mediziner verstanden – ist bei Thukydides keineswegs fehl am Platze. Er selbst schreibt in dem kurzen Text, der den Symptomen der Pest gewidmet ist, dass er das tut, damit man später weiß, was für eine rätselhafte Krankheit es war, und möglicherweise ist das von Nutzen.

Die Passage gehört zu den Selbstzeugnissen des Thukydides. Die Stelle ist 2.48.3: „... ich will nur schildern“, schreibt Thukydides, „wie es war; nur die Merkmale, an denen man sie (sc. die Seuche) am ehesten wiedererkennen könnte, *um dann Bescheid zu wissen, wenn sie je noch einmal hereinbrechen sollte*, die will ich darstellen, der ich selbst krank war und selbst andere leiden sah.“ Heute würde man vielleicht vom ‚klinischen Blick‘ sprechen oder ähnliche uneigentliche,

übertragene Ausdrücke verwenden, um die kritische Haltung des Thukydides anschaulich zu machen.

Aber die betrachtete Passage fordert noch eine kurze weitere Ausführung: Die eigentliche Sensation ist die Wortwahl selbst. Thukydides verwendet nämlich für die Anlässe das Wort *aitíai* und für den Grund das Wort *próphasis*. Und beide Wörter bedeuten eigentlich genau das Gegenteil: die *aitíai* sind die wahren Gründe und *próphasis* ist das Wort für den Vorwand, die Ausflucht, die Lüge. Dieser Befund scheint nahezu legen, dass Thukydides sich eines berühmt-berüchtigten sophistischen Verfahrens bedient, der Umwertung der Wortbedeutungen. Diese erste Überlegung ist sicher nicht abwegig, und in seinem Drang zur Stilisierung seiner Prosa mag Thukydides auch solche neuen Verwendungen alter Begriffe eingeführt haben. Aber ein Blick auf die Beleglage eröffnet eine zweite, mindestens ebenso suggestive Überlegung: Die Bedeutung von *próphasis* als eigentlichem Agens, Motor, treibender Kraft findet sich in der weit überwiegenden Zahl der Belege in den medizinischen Schriften des Corpus Hippocraticum, von denen die ältesten ins fünfte Jahrhundert gehören.

Diese medizinischen Schriften sind von Zeitgenossen des Thukydides verfasst, ebenso wie die Sophisten Zeitgenossen des Thukydides waren. Diese Leute haben Thukydides ganz offensichtlich beeinflusst, und zum mindesten diese Leser haben gewußt, worauf Thukydides mit seiner ambitionierten Rhetorisierung abhebt.

*

Im Folgenden wird zunächst eine Darstellung der Veranlassungen gegeben und die Linie bis zum Kriegsbeschlusse geführt (24-87). Den ersten Streitfall bieten die Auseinandersetzungen zwischen Korinth und Kerkyra, dann folgen die Feindseligkeiten zwischen Korinth und Athen, bei denen es um Poteidaia ging. Es kommt zur Einberufung einer Versammlung, in der die peloponnesischen Bündner bei ihrem Hauptort Sparta Klage gegen Athen erheben. In einem so nicht wiederholten Ausmaß hat Thukydides hier in vier zu zwei großen Antithesen zusammengeschlossenen Reden eine Analyse der Antriebe und der machtpolitischen Voraussetzungen des großen Ringens gegeben.

Es sprechen vor der Versammlung der Bundesgenossen als erster der Gesandte Korinths und gegen ihn einer der athenischen Gesandten, die sich in anderer Gelegenheit zufällig in Sparta aufhielten. Dann sprechen in der Beratung der Lakedaimonier der vorsichtig Athens Machtmittel abwägende König Archidamos und gegen ihn der Ephor Sthenelaides als wild entschlossener Kriegstreiber.

Dieses lange Referat umfaßt die Paragraphen 66 bis 87 im ersten Buch. Als Redeausschnitt sei nur ein Paragraph aus der Rede der Korinther referiert, die den versammelten Spartanern ein Charakterbild der Athener zeichnen. Die Athener werden in der Rede den Spartanern gegenübergestellt, die von Korinthern zum Handeln, zum Eingreifen aufgerüttelt werden sollen.

„Habt ihr denn je bedacht“, fragen die Korinther in 1.70 die Spartaner, „wie diese Athener sind, gegen die der Kampf gehen wird, und wie sehr, wie in allem das Gegenteil von euch?“ Die Antwort folgt der rhetorischen Frage sogleich: „Sie (sc. die Athener) sind Neuerer, leidenschaftlich, Pläne auszudenken und Beschlossenes wirklich auszuführen, ihr aber, das Bestehende zu bewahren, ja nichts zu erfinden und im Handeln auch das Notwendige nicht zu erfüllen.“

Ein Mythos wird geschaffen. Es geht auch genauso weiter: „Und wiederum sind sie (die Athener) Draufgänger über ihre Macht, waghalsig über jede Vernunft

und in Nöten hoffnungsvoll.“ Die Spartaner dagegen werden weniger vorteilhaft charakterisiert: „eure Art aber ist, weniger zu tun, als ihr Macht habt, der Vernunft trotz aller Sicherheit nicht zu trauen und aus Nöten keine Befreiung mehr zu erwarten.“

Die Topik wird noch weiter ausgeführt: „Und immer gehen sie frisch ans Werk gegenüber euch Zauderern, sind Weltfahrer gegen euch Nesthocker; die einen glauben eben, in der Ferne etwas zu gewinnen, und ihr, durch Fortgehn noch das Vorhandene zu gefährden.“

Der Ton steigert sich: „Siegreich, verfolgen sie ihre Feinde bis zum letzten Ende, geschlagen, fallen sie nur kaum zurück. Ihre Leiber verschwenden sie, als wären sie ihnen fremd, für ihre Stadt, aber ihren ganzen Geist nehmen sie zusammen, etwas für sie zu tun.“

Und der athenische Expansionsdrang wird zur Charaktereigenschaft erklärt: „Einen nicht durchgeführten Anschlag empfinden sie, als hätten sie vom Eigentum eingebüßt, aber jede Eroberung, als sei ihnen nur ein erster Anfang gelungen; wenn ihnen gar – selten genug – ein Versuch fehlschlägt, so schließen sie die Lücke schnell durch eine neue Hoffnung – denn bei ihnen allein ist es gleich, ob sie haben oder hoffen, was sie sich vorgenommen, weil sie jeden Beschluß so rasch ins Werk setzen.“

Die Klimax ist erreicht, es folgt das Finale: „Und mit all dem plagen sie sich unter Mühen und Gefahren ihr ganzes Leben lang und genießen kaum, was sie haben, weil sie immer nur erwerben, von keinem andern Fest wissen, als das grad Nötige zu tun, und gelassene Muße für kein minderes Unglück halten als die geschäftige Mühsal. Wer also mit einem Wort sagen wollte, sie seien geschaffen, selbst keine Ruhe zu haben und den anderen Menschen auch keine zu lassen, der spräche recht.“

Die durchgehende Rhetorisierung des Textes ist ganz offensichtlich. Ebenso deutlich ist die Aneinanderreihung von Klischees, ein Topos folgt dem anderen. Das ganze Unterfangen ist kunstvoll gesteigert und kommt zu einem ergreifenden Schluss. Den Schlusssatz bildet eine konditionale Periode, in der die vorgestellte Möglichkeit schließlich bejaht wird. Diese Sätze, würde Cicero sagen, sind mit Sicherheit nicht ohne Lehrer entstanden. Und genau das ist der Punkt, diese Beobachtung der kunstvollen Rhetorisierung macht es nicht unbedingt wahrscheinlich, dass diese Rede in dieser Form auch gehalten wurde. Diese Beobachtung lässt eher den Verdacht aufkommen, dass Thukydides hier, wie auch an vielen anderen Stellen seines Werkes, eine Probe seines Könnens vorgelegt hat.

*

Wie das 23. Kapitel einen gleitenden Übergang leistete von einem ersten Teil, der so genannten Archäologie und dem Methodenkapitel, zu einem zweiten Teil, der der Vorgeschichte des Peloponnesischen Krieges gewidmet war, so leistet jetzt das 88. Kapitel den Übergang vom zweiten Teil mit der Schilderung der vier Reden in Sparta, die einen ersten Hinweis gibt auf die Bedeutung der Reden im Werk überhaupt, hin zur Pentekontaetie.

In 1.88 kommt der Kriegsbeschluss der Spartaner, die dies nicht so sehr wegen der Bundesgenossen getan haben, als vielmehr, um dem drohenden Anstieg der athenischen Macht noch zur rechten Zeit zu begegnen. Damit wird einerseits in Form der Ringkomposition auf die eigentliche Ursache zurückgegriffen, die bereits in

1.23 genannt war, andererseits die folgende Schilderung der Pentekontaetie vorbereitet.

Dass diese Darstellung (1.89-118) der fast vollen fünf Dezennien zwischen dem Sieg über die Perser und dem Ausbruch des hellenischen Krieges den Gang der Erzählung unterbricht, stellt Thukydides selbst fest, wenn er in 97 von einer *ekbolè toû lógou* spricht. Er rechtfertigt die Einlage in doppelter Weise. Einmal damit, dass dieser Abschnitt hellenischer Geschichte im allgemeinen vernachlässigt wurde und auch von Hellanikos in seiner *Atthis* (so hießen die attischen Lokalgeschichten) ungenau behandelt wurde; zum anderen aber – und dies ist der entscheidende Grund – rechtfertigt Thukydides seinen Abschnitt mit der Möglichkeit, so das Werden der attischen Macht zu entwickeln.

Der Schlussteil des ersten Buches (1.119-146) ist den letzten Verhandlungen vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten vorbehalten. Wieder bilden zwei Reden in deutlicher Antithese den Schwerpunkt.

Der korinthische Redner bringt die Bundesversammlung durch seine Ausführungen über die Notwendigkeit und die guten Aussichten des Krieges zum Beschluss, den Kampf an der Seite Spartas aufzunehmen. Perikles dagegen erwägt in der ersten seiner drei Reden, die sich bei Thukydides finden, die Aussichten von der athenischen Seite her. Perikles entwickelt die Grundzüge seines Kriegsplanes, mit dem nach des Thukydides Überzeugung der Erfolg unlöslich verbunden war: volle Ausnützung der Überlegenheit zur See, zu Lande aber reine Defensive, gestützt auf die starke Befestigung Athens.

Perikles wird zunächst eingeführt von Thukydides mit den Worten, dass er seinerzeit „der erste Mann in Athen“ war und gleich darauf charakterisiert als „gleich mächtig im Reden wie im Handeln.“ Seine Rede beginnt Perikles (oder soll man besser sagen, Thukydides) mit dem, was Perikles will, nämlich festhalten an seiner Meinung, dass man den Peloponnesiern nicht nachgeben solle (1.140.1). Perikles begründet seine Meinung zunächst auf überraschende Art. Er verweist auf eine Gnome: Ihm sei schon klar, heißt es, „dass die Menschen die Stimmung, in der sie sich zu einem Krieg bestimmen lassen, nicht durchhalten in der Wirklichkeit des Handelns, sondern mit den Wechselfällen auch ihre Gedanken ändern.“

Perikles signalisiert Verständnis für die emotionale Instabilität seiner Zuhörer, er zeigt Empathie, ‚ich verstehe euch‘, ließe sich sein Redeanfang übersetzen. Aber im selben Atemzug beharrt er auf seiner Position und stellt sich als prinzipienfesten Führer dar. Wir sollten bei unserem einmal gefassten Entschluss bleiben, sagt er, auch wenn „es vorkommt, dass die Zufälle der Wirklichkeit ebenso sinnlose Wege gehen wie die Gedanken des Menschen – darum pflegen wir ja auch, sooft Dinge unsere Berechnungen kreuzen, dem Schicksal schuld zu geben.“

Die Bedrohung, die auf Athen lastet, wird umgedeutet zu „Zufällen der Wirklichkeit“, Zufälle, die zudem „sinnlose Wege gehen“ – das klingt ganz harmlos, die Formulierung verbirgt aber eine gewaltige Neuinterpretation der Wirklichkeit. Das wird auch seinerzeit dem einen oder anderen durch den Kopf gegangen sein, und Perikles reagiert auf die Skepsis, die man ihm zu Recht entgegengebracht hat, mit der Konstruktion eines Feindbildes.

„Dass die Spartaner auf unser Verderben sinnen, war schon lange deutlich, und jetzt erst recht.“ Mit diesen Worten beginnt der zweite Absatz seiner Rede (1.140.2). Der Übergang aus dem gnomischen Dunst des Auftakts hin zur Etablierung des Erzfeindes ist natürlich nicht logisch. Perikles tritt eben die Flucht nach vorne an, er lanciert offensiv seine Position. Die Spartaner, heißt es weiter, ignorieren das Gesprächs- und Verhandlungsangebot der Athener. Darüberhinaus

wollen sie „durch Krieg statt durchs Gespräch die Beschwerden beilegen; jetzt kommen sie schon nicht mehr mit Anklagen, sondern sie befehlen.“

Die Spartaner wollen tatsächlich einige Korrekturen am Vertrag, aber Perikles behauptet nichts anderes, als dass diese Kleinigkeiten nur Vorläufer von Größerem sind. Dem müsse Einhalt geboten werden, und der ganze erste Abschnitt schließt mit den Worten (1.140.5): „Denn diese Kleinigkeit bedeutet Prüfstein und Erhärtung eurer ganzen Gesinnung; gebt ihr hier nach, so empfangt ihr sofort einen neuen, schwereren Befehl – denn ihr habt ja aus Angst gehorcht. Bleibt ihr stark, so macht ihr ihnen deutlich, dass sie euch mehr von gleich zu gleich zu begegnen haben.“

Perikles konstituiert also eine Entscheidungssituation, er valorisiert seine Zuhörer und gibt ihnen die Macht der Entscheidung in die Hand. Perikles konstruiert eine Wirklichkeit und macht sein Auditorium zum Protagonisten einer von ihm selbst imaginierten Situation. Das schmeichelt dem Publikum, und Perikles macht es so empfänglich für seine angeblichen Argumente.

Perikles spricht dann auch selbst von einem „Punkt der Entscheidung“ (1.141.1) und benennt die Alternativen: „ob wir uns fügen, eh es uns schlecht geht, oder Krieg führen, wie es mir richtiger scheint, unnachgiebig bei kleinem ebenso wie bei großem Anlass, und um furchtlos zu besitzen, was wir haben.“

Perikles erläutert jetzt, warum die anderen keine Chance haben: Sie haben schlicht und ergreifend kein Geld für einen Krieg, heißt es in 1.141.2. Der Grund dafür liegt darin, dass die Peloponnesier eben nur „für den Hausgebrauch“ Dinge besitzen und sich nie darum gekümmert haben, beispielsweise eine Flotte zu bemannen. Sie können auch nicht gleichzeitig Soldaten sein und ihre Felder bestellen, und Perikles beschließt diesen Teil seiner Argumentation mit der allgemeinen Feststellung, dass „ein Krieg vom Überfluss lebt.“

Die Argumentation ist, gelinde gesagt, verdreht, denn die Leistung der Peloponnesier, also der Spartaner, war ja, die Perser bei Plataiai zu besiegen. Das ist noch nicht so lange her, und einige Zuhörer oder Leser der Rede haben das sicher auch gemerkt, dass hier nicht alles stimmt bei Perikles.

Als hätte Perikles diese skeptischen Gedanken geahnt (oder ist es doch Thukydides, der weiterführt?), kommt genau dieser Punkt zur Sprache. Gleich anschließend nämlich räumt Perikles ein (1.141.6): „In einer einzigen Schlacht sind ... die Peloponnesier und ihre Verbündeten wohl imstande, es mit den gesamten Hellenen aufzunehmen.“ Ganz offensichtlich wird hier der Plataiai-Einwand aufgenommen, aber nur, um gleich darauf entkräftet zu werden: „aber Krieg zu führen sind sie außerstande mit einer Gegenmacht von so fremder Art.“

Den Grund für diese spartanische Ohnmacht sieht Perikles in der fehlenden politischen Organisation dieser Gemeinwesen, die sich – das ist natürlich nicht ausgesprochen, aber ganz deutlich der Hintergrund – grundsätzlich von Athen unterscheiden, und zwar negativ abheben gegen das positiv konnotierte Athen. Es heißt da (in 1.141.7): „Sind sie endlich versammelt (sc. die Spartaner und ihre Verbündeten), so erwägen sie kurze Zeit die gemeinsamen Anliegen, in der Hauptsache betreiben sie ihre Sondergeschäfte; jeder meint, seine eigene Sorglosigkeit schade nichts, es werde schon ein anderer sorgen an seiner Statt, dass etwas geschehe, so dass durch die gleiche allgemeine Auffassung jedes einzelnen unvermerkt die gemeinsame Sache ganz und gar verdirbt.“

Perikles konstruiert in diesem Abschnitt nichts anderes als das Gegenbild zur athenischen Ideologie, oder zur athenischen Selbststilisierung, indem er den Anderen unterstellt, dass sie zu solchen Leistungen wie die Athener einfach nicht in der Lage sind. Perikles versucht auf diese Weise, seiner Zuhörerschaft zu schmeicheln – „Ihr seid moralisch weiterentwickelt, ihr habt euch längst geeinigt und

das Gemeinwohl über das Eigenwohl gestellt'. Und natürlich ist dies der einzige Weg, sein Auditorium für sich zu gewinnen.

Es folgt die Wiederholung des Armut-Arguments, will sagen, dass die Spartaner eben nicht nur aufgrund ihrer fehlenden moralischen Leistung keine Gegner seien, sondern auch schon materiell deutlich hinter den Athener stehen (1.142.1).

Ganz stichhaltig ist das wieder nicht, denn das spartanische Landheer wird schon einiges an Leistungskraft gehabt haben, sonst hätten nicht 300 Spartaner an den Thermopylen so lange gegen die Myriaden von Persern ausgehalten. Also kommt jetzt ein kleiner Ausgriff in der Argumentation des Perikles. Es wird nichts anderes behauptet als dass eine Seemacht wie die athenische eben eine ist, die „immer noch mehr Erfahrung mitbringt für den Landkrieg, als sie (sc. die Spartaner) aus dem Binnenleben für die Flotte“ (1.142.5). Perikles setzt nach (1.142.6): „Zur See aber Sachverständnis erst zu erwerben wird ihnen nicht leicht fallen. Seid doch selbst ihr (sc. die Athener), mit eurer ständigen Übung schon seit der Perserzeit, noch lange nicht fertig.“

Bei Lichte betrachtet, ist das natürlich überhaupt kein Argument. Wenn jemand in Gefahr ist, wird er erstens nicht lange brauchen, bis er weiß, wie man sich verteidigt, und zweitens sind die Spartaner doch nicht so dämlich, dass sie es mit den Athenern zur See aufnehmen wollen. Das ist doch absurd.

Perikles scheint den Einwand geahnt zu haben und entwickelt im Folgenden eine umständliche und langwierige Argumentation, um sein Auditorium zu überzeugen (1.142.7-1.143.2). Er simuliert Kompetenz, um den Eindruck zu vermitteln, als wüsste er, wovon er redet. Tatsächlich streut er seinem Publikum Sand in die Augen, wird weitschweifig, damit seine Zuhörer nicht folgen können.

Der gesamte Abschnitt 143 ist dann auch solchen lyrischen Ausführungen gewidmet, die die maritime Macht Athens preisen. Athen verfügt nämlich über viel Land auf den Inseln und an den Küsten, wohin es sich jederzeit zurückziehen kann. Nur Meer und Stadt seien zu verteidigen, auf keinen Fall sei eine Landschlacht mit den Peloponnesiern zu riskieren (143.5). Man dürfe eben „nicht freiwillig noch mehr Gefahren“ suchen, führt Perikles diesen Gedanken weiter aus (144.1): „Fürchte ich doch weit mehr unsre eignen Fehler als die Anschläge unserer Gegner.“ Perikles appelliert also an die athenische Ideologie, Einigkeit macht stark – und dies am besten unter seiner Führung, weiß er doch offensichtlich, was richtig und falsch ist; zumindest suggeriert er das seinem Publikum.

Aber es kommt noch eine Wendung. Jetzt sagt Perikles, dass der Krieg notwendig ist und läßt durchblicken, dass es sich beim Krieg nicht um ein angenehmes Ereignis handeln wird. Es ist die Rede davon (in 1.144.3), dass aus der größten Gefahr die große Ehre entsteht und dass die Vorfahren in eben diesem Geist gegen die Perser gekämpft hätten. Perikles schließt mit einem Appell an die große Vergangenheit (1.145.5 fin.): „Hinter ihnen (sc. unseren Vätern) zurückzubleiben, wäre nicht recht, sondern unsre Feinde auf jede Weise abzuwehren und unsern Nachkommen, wenn irgend möglich, keine geringere Größe zu vererben.“

Mit dieser Passage läßt Thukydides das erste Buch ausklingen. Das zweite Buch zeigt den Auftakt der Kämpfe zwischen Athenern und Peloponnesiern. Thukydides spricht in diesem ersten Satz des zweiten Buches gleich von seiner Darstellungstechnik: „Die Aufzeichnungen folgen der Reihenfolge der Ereignisse nach Sommern und Wintern.“ Nach dem sophistischen Redenschreiber erscheint jetzt der nüchterne Reporter. Zwischen diesen beiden Polen wird die Darstellungsweise auch im Weiteren immer hin und her pendeln.

Mit dem zweiten Buche beginnt die Schilderung der Kriegereignisse. Der Auftakt ist der nächtliche Überfall der Thebaner auf Plataiai im Frühjahr 431. Hier setzt Thukydides alle damals verfügbaren Mittel der Datierung ein, indem er die Herapriesterin von Argos, den eponymen Ephoros von Sparta und den athenischen Archonten heranzieht. Damit ist der Ausgangspunkt so fest verankert, wie dies damals nur möglich war. Im Weiteren verzichtet Thukydides auf diese chronologischen Mittel. Nur einmal noch erscheinen solche Angaben; dies ist in 5.25, wo die Zwischenkriegszeit genau datiert wird und ebenfalls, wie bei der Datierung des Kriegsausbruchs, der spartanische Ephoros und der athenische Archont genannt werden.

Thukydides erzählt im Weiteren in Jahresabschnitten, die er nach Sommer und Winter unterteilt. Den Ablauf des langen Krieges in solcher Weise überschaubar zu machen erschien ihm so wichtig, dass er manchen Nachteil dieser jährweisen Gliederung des Stoffes hingenommen hat. So ist er etwa genötigt, die langdauernde Belagerung von Plataiai auf vier Jahresberichte im zweiten und dritten Buch aufzuteilen. Die Ereignisse des ersten Jahres finden sich 2.1-6 dargestellt; im zweiten Kriegsjahr passiert nichts, mit dem dritten Kriegsjahr geht es weiter in 2.71-78. Die Ereignisse des vierten Jahres stehen 3.20-24, die des fünften Jahres stehen dann in 3.52-68.

Seine Weise des Erzählens nach Sommern und Wintern hat Thukydides programmatisch einer Einteilung nach der Funktionsdauer der Archonten oder anderer Amtspersonen vorgezogen (5.20): „Man muss ... auf die Zeiten schauen und sich nicht verlassen aufs Nachzählen von Namen von Oberbeamten oder nach welcher Würde immer jedenorts das Vergangene bezeichnet wird. Denn es ist nicht genau, wenn ein Ereignis diesem in seinen Antritt fiel, jenem in die Mitte, oder wie's treffen mochte; wer aber nach Sommern oder Wintern zählt, wie in dieser Aufzeichnung geschehen, wird finden, wenn jedes als Hälfte des Jahres gelten soll, dass dieser erste Krieg zehn Sommer und ebenso viele Winter gedauert hat.“

Das zweite Buch umfaßt die ersten drei Kriegsjahre mit den beiden Einfällen der Lakedaimonier in Attika und den verschiedenen Versuchen, die beiderseitigen Bundesgenossen zu treffen. An das Ende des Berichtes über das erste dieser Jahre stellt Thukydides die groß angelegte Leichenrede des Perikles auf die Gefallenen (2.35-46).

Es gibt bei Thukydides drei große Reden des Perikles. Die erste ist die Kriegsrede am Ende des ersten Buches (1.140-144). Eine kurze, referierte Rede findet sich in 2.13, die wird aber nicht als eigentliche Rede gezählt; sie ist von Thukydides in *oratio obliqua* wiedergegeben. Die zweite große Rede ist dieser Epitaphios im ersten Kriegswinter (2.35-46). Eine dritte und letzte Rede des Perikles, eine Trostrede, findet sich in 2.59-64; ihr schließt sich eine Würdigung des Perikles im folgenden Paragraphen 2.65 an.

Der Epitaphios des Perikles verlangt besondere Aufmerksamkeit. Dionys hat den für ihn zu gewaltigen Epitaphios bei Thukydides getadelt, weil seiner Meinung nach die Verluste dieses Jahres zu gering waren, als dass sie die gewaltige Rede rechtfertigen könnten (de Thuc. 351 R.-U.). Dass es Thukydides um etwas anderes ging, nämlich Perikles ein Lob Athens formulieren zu lassen, hat Dionys wenig gekümmert.

In Athen wurden in Kriegszeiten die Gefallenen jährlich in einer gesetzlich angeordneten Feier bestattet. Das steht bei Thukydides als Einleitung zur Rede des Perikles (2.34). Die Feier stand unter der Leitung des Polemarchen (das steht bei

Aristoteles in der *Athēnaíon politeía* 58), und der Redner wurde vom Rat bestimmt (das steht bei [Pseudo-] Platon im *Menexenos* 234b, 235c). Damit sind die antiken Informationen zum *Epitaphios* erschöpft.

Erhalten sind sechs *Epitaphioi*: Der älteste ist dieser des Perikles, er datiert 431/430. Der jüngste ist der des Hypereides aus dem Jahr 322. Dazu gibt es einen unter dem Namen Platons überlieferten und *Menexenos* betitelten *Epitaphios*, sowie ebenfalls in ihrer Echtheit angezweifelte des Gorgias (ca. 421), Lysias (ca. 391) und des Demosthenes (338/7). Es gibt zudem *Epitaphios*-Passagen in einer Rede des Lykurg (Leokr. 46-51) und ein berühmtes Stück im *Panegyrikos* des Isokrates (74-81).

Ein *Epitaphios* hat ein topisches Programm: Punkt 0. Einleitung über die Schwierigkeit der Aufgabe. 1. Herkunft der Gefallenen und Lob des Landes und seiner Bewohner. 2. Erziehung der Gefallenen unter der freiheitlichen Verfassung des Staates. 3. Taten der Vorfahren (und dies schon seit der mythischen Vorzeit). 4. Lobpreis der Gefallenen und ihrer Tapferkeit. 5. Ermahnung der Lebenden, es ihnen gleichzutun. 6. Tröstung der Angehörigen.

Dass man seinen Gefallenen ein Denkmal setzt und eine Feier ausrichtet, ist selbstverständlich. Aber dass sich die literarisch-intellektuelle Prominenz dermaßen hervortut und praktisch von jedem Star der seinerzeitigen Szene in Athen ein *Epitaphios* im Umlauf war – das ist schon auffällig. Außerhalb Athens scheint es das überhaupt nicht gegeben zu haben, und auch von den Römern ist das nicht bekannt; es gibt keine Nachrichten über großartige *laudationes funebres* von Cicero und den Seinen. Es scheint sich also um eine athenische Sonderentwicklung gehandelt zu haben, mit überschaubarer Entwicklung von Thukydides bis Hypereides – also von 431 bis 322. Gerade mal ein Jahrhundert hat die literarische Mode angedauert.

Dieser gerade skizzierte Befund hat zu einer berühmten These geführt, die Nicole Loraux entwickelt hat. Ihre 1981 erschienene Arbeit über die athenischen *Epitaphioi* spricht programmatisch im Titel von der *Erfindung Athens* in der Gattung *Epitaphios*. Gemeint ist mit dieser ‚*Invention d’Athènes*‘ in metaphorischer Rede die Begründung des athenischen Mythos von einer demokratischen, freiheitsliebenden Polis – ein Mythos, der in der Neuzeit mehrfach wiederaufgegriffen wurde.

Mit anderen Worten: Die *Epitaphioi* sind nur oberflächlich betrachtet Texte, die den Gefallenen gelten. Tatsächlich jedoch handelt es sich um Texte, die die Gegenwart zelebrieren, verklären, beinahe mystifizieren. Und genau dies erklärt die Attraktivität dieser Redegattung für die intellektuelle Prominenz ihrer Zeit. Autoren wie Gorgias und sein Schüler Isokrates, oder auf der anderen Seite Platon oder wieder anders Demosthenes konnten ihren eigenen Visionen zur Sprache bringen und auf diese Weise in die tagespolitische Debatte eingreifen.

Diese beiden Facetten, also die Autozelebration einer verschworenen Gemeinschaft in einer Art säkularer Kommunion *und* der denkschriftartige Charakter der *Epitaphioi*, sind die Charakteristika der attischen Leichenrede. Ein *Epitaphios* ist quasi ein Vehikel für etwas Anderes, oder wie es Albin Lesky formuliert (1963, 503): „dieser *Epitaphios* sagt nur wenig über die Toten, viel jedoch über die Stadt, der sie ihr Leben hingaben.“

Ein kurzer Überblick vorab: Macht und Wesen Athens waren in den Verhandlungsreden des ersten Buches von verschiedenen Seiten beleuchtet worden. Bald wird Thukydides dann auch von den ersten schweren Einbrüchen in Selbstsicherheit und Größe der Stadt zu berichten haben. Dazwischen aber stellt er in dieser Rede das Bild des athenischen Staates, wie Perikles ihn formen wollte und wie er ihm selbst mehr als Zielbild denn als erreichte Wirklichkeit vor Augen stand. Jeder Versuch, die Gedanken des Perikles von jenen des Thukydides scheiden zu

wollen, ist verfehlt. In dem Wirken des Staatsmannes erfüllte sich für Thukydides ganz offensichtlich das Ideal politischen Handelns. In den Reden, die er Perikles sprechen lässt, und besonders im Epitaphios, hat Thukydides diese kongeniale Übereinstimmung bekundet.

Wie jedes Kunstwerk wirkt auch diese Rede nach verschiedenen Seiten. Die Rede tritt einerseits in kräftige Antithese zur Charakteristik spartanischen Wesens, wie sie im ersten Buche aus verschiedenen Standpunkten gegeben wurde.

Der Epitaphios, ist aber andererseits die in sich geschlossene Darstellung eines geistigen Besitzes, die Konstruktion einer mentalen Identität, den die Stadt über den Zusammenbruch rettete. Hier entsteht das Bild attisch-klassischer Freiheit des Einzelnen in der Bindung an das Ganze, in dem Aufweis athenischer Sendung, eine Bildungsstätte für ganz Hellas zu sein, das so folgenreich gewirkt hat.

In unmittelbaren Kontakt folgt auf das Bild der Stadt, die sich in maßvoller Freiheit und innerer Würde erfüllt, die grelle Schilderung der furchtbaren ‚Pest‘, die im zweiten Kriegsjahr ausbrach. Die Folge der maßlosen Leiden war ein Niederbruch der Stimmung, dem Perikles durch jene Rede zu begegnen suchte, die Thukydides als seine dritte und letzte überliefert (60-64). Sie ist eine neuerliche Bekundung des perikleischen Kriegsprogrammes, das auf der Überlegenheit zur See aufgebaut war und dessen Richtigkeit für Thukydides außer Zweifel stand.

Unmittelbar auf diese Rede folgt ein umfangreiches Kapitel, das im Ganzen des thukydideischen Werkes eine besondere Stellung behauptet. Hier würdigt Thukydides den Mann, der ihm ein politisches Vorbild war, in seiner klaren Voraussicht, seiner politischen Lauterkeit und seiner Überlegenheit über die Masse, die er in seinem Sinne zu führen mußte. Aber zunächst zum Epitaphios.

Ein Epitaphios beginnt mit der offensiven Diskussion der Schwierigkeiten, die ein Epitaphios bereitet. Das wirkt authentisch, und der Redner stellt sich selbst in der Pose des demütigen Ministranten dar und hofft, sein Auditorium gnädig zu stimmen.

Perikles beginnt mit seinen Vorläufern, genauer seinen Vorrednern früherer Epochen. Die meisten von denen hätten denjenigen gepriesen, der den Epitaphios als erster begründet habe. Das ist ein doppelter Verweis auf die Tradition: Nicht nur die Vorgänger werden zitiert, sondern das Zitat der Vorgänger wird zitiert – die eben den Begründer des Epitaphios gelobt hätten. Offensichtlich ist dieser nicht bekannt, sonst würde sein Name hier fallen.

Perikles zeigt aber sofort die eigene Position: Ihm selber ist das mit der Rede gar nicht so recht, weil man eigentlich Leuten, die durch eine *Tat* hervorgetreten seien, auch durch eine *Tat* die notwendige Ehre bezeigen solle. Denn einem *einzig* Redner die schwierige Aufgabe aufzubürden, angemessen das Lob *Vieler* zu künden – das scheint Perikles doch etwas heikel.

Diesen Gedanken führt er weiter aus: Die Erwartungshaltungen des Auditoriums seien doch zu verschieden, jeder habe eben andere Vorstellungen von der Wahrheit, heißt es. Was dem einen zu wenig erscheint, ist für einen anderen schon viel zu stark gewichtet in der Darstellung. Zudem ist Lob Anderer nur erträglich, wenn man sich selbst in der Lage glaubt, diese Leistungen zu erreichen; was darüber hinausgeht, erzeuge nämlich nur Neid. Trotz dieser Probleme entschließt sich Perikles im letzten Satz, alter Väter Sitte zu folgen und zu versuchen, „jedem von euch Wunsch und Erwartung zu erfüllen, so gut es geht“ (2.35.3fin.).

Schon im ersten Paragraphen begegnen einige Charakteristika: Da ist die langsame Gedankenbewegung, das vorsichtige Tasten nach Begriffen auf der einen Seite. Da ist auf der anderen Seite der enorme Anspruch, die Leistung Anderer gerecht zu würdigen. Und da finden sich Überlegungen, die eindeutig philosophisches Kolorit zeigen und in einer politischen Alltagsrede fehl am Platz

wären – aber es ist ja auch keine politische Alltagsrede, sondern viel mehr das Kunststück eines kongenialen Schriftstellers.

Im zweiten Abschnitt des Epitaphios erfolgt das Lob der Vorfahren. Sie haben die Freiheit dieses Landes erhalten. Noch mehr Preis verdient aber die unmittelbare Vätergeneration, die nämlich die bedeutende Stellung Athens recht eigentlich begründet habe. Das Lob gleitet unmerklich über auf die eigene Generation: „wir selbst hier, die jetzt noch Lebenden,“ heißt es in 36.3, „haben das meiste davon in unseren reifen Jahren ausgebaut und die Stadt in allem so ausgestattet, dass sie zu Krieg und Frieden sich völlig selber genügen kann.“

Die einzelnen Taten will Perikles nicht nennen, in einer *paraleipsis resp. praeteritio* werden diese Dinge übergangen, „um nicht weitschweifig von Bekannten zu reden“, wie er sagt (36.4). Aber das eigentliche Thema wird jetzt genannt: Es geht um die Gesinnung, die Verfassung, die Lebensform, also modern ausgedrückt, die innere Haltung, die Ideologie, durch welche „wir so groß wurden, das will ich darlegen, bevor ich dann zum Preis der Gefallenen mich wende.“

Das eigentliche Lob Athens beginnt dann auch in 2.37 mit dem Eingangssatz, dass die athenische Verfassung mit keiner anderen verglichen werden könne. Vielmehr sei Athen das Vorbild für die anderen und nicht Nachahmer anderer. Es wird also an Anspruch auf Singularität erhoben.

Mit Namen hieße sie Demokratie, weil eine größere Zahl Bürger gefragt wird als anderswo. Alle haben die gleichen Rechte, mehr Geltung habe jedoch, wer sich Ansehen erworben hat. Und zwar Ansehen durch Verdienst, nicht durch irgendwelche Zugehörigkeit.

Perikles begründet *en passant* den Mythos von der Meritokratie, der in den modernen, westeuropäischen Nachkriegsdemokratien oft genug zitiert wurde. Perikles entwirft zudem noch ein kleines Idyll, wenn er von wechselseitiger Toleranz spricht und die Furcht vor der Rechtsverletzung hervorhebt. Dies geschehe im Gehorsam gegen die jährlichen Beamten und gegen die Gesetze, heißt es zum Abschluss von 2.37. Aber auch für die gemeinsame Erholung ist in Athen gesorgt: Abschnitt 38 preist die Agone und Kultfeierlichkeiten, die in Athen Brauch sind. Ebenso ist die Weltoffenheit der Stadt ein Thema. Der Abschnitt endet mit den Worten: „So können wir von uns sagen, wir ernten ... wie die Güter, die hier gedeihn, auch die der übrigen Menschen.“

Die athenische Eigenart, der attische Sonderweg, zeigt sich in Kriegsangelegenheiten. Unsere Stadt ist eine offene Stadt, wir haben eine offene Gesellschaft, wenn man eine moderne Formulierung aufgreifen wollte. Andere haben das nicht, da gibt es Fremdenvertreibungen (2.39.1), bei uns ist davon keine Rede. Wir können nämlich auf unseren Mut vertrauen. Auch in der Erziehung ist das anders bei uns. Bei uns gibt es einen „mehr sorglosen als mühselig eingeübten Wagemut“, eine „weniger gesetzliche als natürliche Tapferkeit“ (39.4). Und deswegen verdient unsere Stadt Bewunderung – „und noch in anderem“, schließt Perikles und zählt zu Beginn von 2.40 auf: „Wir lieben das Schöne und bleiben schlicht, wir lieben den Geist und werden nicht schlaff.“ Der griechische Satz verlohnt einen Blick, weil er ein rhetorisches Stilmittel zeigt, das erst später sehr in Mode kommen wird. Der Satz lautet *philokaloûmén te gár met' euteleías kai filosofoûmen áneu malakías*. Die Zentralwörter der durch *te/kai* ganz parallel geordneten Passage haben exakt dieselbe Silbenzahl – die Verben haben je fünf Silben, die Nomina je vier, und beide Satzhälften haben ebenfalls dieselbe Silbenzahl, jeweils 12. Diese Isokolie ist ein extrem raffiniertes Stilmittel, das erst von Isokrates populär gemacht werden wird.

Perikles spricht in diesem Abschnitt auch von der psychischen Stärke der Athener, die er ‚die stärksten im Mute‘ nennt – 40.3 *krátistoi ... psychén*. Diese

psychische Stärke erlaube den Athenern auch ihren Großmut; zum Abschluss des Abschnittes heißt es entsprechend: „wir sind die einzigen, die nicht so sehr aus Berechnung des Vorteils wie aus sicherer Freiheit furchtlos andern Gutes tun.“

Im folgenden Abschnitt kommt Perikles zu einer Art Zusammenfassung des Gesagten, mithin zum Schluss des ersten Teils des Epitaphios. Im zweiten Teil ab dem nächsten Kapitel 42 kommt dann das eigentliche Lob der Gefallenen. Aber hier, in 41, erfolgt zunächst das hymnische Finale. Athen sei die Schule von Hellas, heißt es zum Auftakt; und dies sei „nicht Prunk mit Worten für den Augenblick, ... sondern die Wahrheit der Dinge.“

Der Wahrheitsanspruch in der politischen Rhetorik ist zunächst überraschend. Der ontologische Wahrheitsbegriff, der das Sein als nur in noetischen Entitäten begreifbar vorstellt, wird hier aber schwerlich gemeint sein. Es geht vielmehr um den ethischen Wahrheitsbegriff, der von der Identität des Wahren mit dem Sittlich Richtigen ausgeht, ein Wahrheitsbegriff, den gerne Politiker für sich reklamieren. Diese *alétheia* ist die, von der Sokrates immer wieder sprechen und sie für sich reklamieren und seinen Gegner aberkennen wird. Es ist ein Wort, das die zeitgenössische Sophistik meidet, und das umgekehrt Platon zum Zentralbegriff seiner Hauptfigur Sokrates machen wird. Diesen Paradigmenwechsel vom ontologischen zum ethischen Wahrheitsbegriff, der gemeinhin mit dem Namen Platon verknüpft wird, hat Perikles schon vollzogen. Oder zumindest Thukydides.

Für die, die so sind wie die gepriesenen Athener, wird auch kein Homer mehr benötigt, der ihnen das Lob singt, ein Lob, wo „in der Wirklichkeit dann aber der Schein der Wahrheit nicht standhält.“ Diesmal ist der Wahrheitsbegriff ideologisch befrachtet im Rahmen einer Dichterkritik. Auch diese gedankliche Bewegung verweist auf den sokratisch-platonischen Wahrheitsdiskurs. Im platonischen Idealstaat wird es auch keinen Platz mehr geben für Homer, und zwar aus eben diesem Grund, weil er ein Lügner ist.

Die Überleitung zum eigentlichen Lob der Gefallenen leistet der letzte Satz in 41 (das ist Unterabschnitt 5): „Für eine solche Stadt also sind diese Männer hier, nicht bereit, auf ihren Besitz zu verzichten, in edlem Kampfe gefallen, und von denen, die bleiben, ist keiner, der nicht für sie wird leiden wollen.“ Und 42.1 schließt nahtlos an: „Darum habe ich ja auch so ausführlich von der Stadt geredet, und um euch zu zeigen, dass wir nicht für das gleiche kämpfen wie andere, die all das nicht haben, und um zugleich den Lobspruch auf die, denen meine Rede gilt, durch Beweise zu erhärten.“

Das eigentliche Lob der Gefallenen füllt das letzte Drittel der Rede (2.42-46). Der gerade zitierte nahtlose Übergang wirkt zwar relativ nüchtern, ist aber eigentlich nichts Anderes als athenische Ideologie. Im ersten Halbsatz wird die Superiorität Athens als unbezweifelbare Tatsache hingestellt – ‚die anderen haben das nicht, was wir haben, wir schätzen das, was wir haben, und deswegen sind wir unbesiegbar‘, das ist in etwa die Obertonreihe, die Perikles anklingen läßt. Der zweite Halbsatz steigert und überbietet die ideologischen Implikate des ersten, indem Perikles schlicht und ergreifend behauptet, dass der ganze Vorlauf seiner Rede bis zu diesem Punkt als ‚Beweis‘ zu verstehen ist, der das nun folgende Enkomion ‚erhärte‘.

Für jemanden, der nicht die athenische Ideologie teilt, ist das nicht nur wenig überzeugend (und vollkommen redundant), sondern auch abstoßend. Man bringt sich um seine Glaubwürdigkeit, wenn man einseitige Elaborate für glaubwürdige Beweise erklärt. Perikles überschreitet mit diesem Satz eine Schwelle: Bisher war das nur Eigenlob, dem niemand angesichts des traurigen Anlasses widersprechen würde. Aber jetzt wird das Eigenlob zu einem totalitären Diskurs, der andere Beschreibungsformen ausschließt und autoreferentiell argumentiert. Perikles schließt

nämlich tatsächlich an, dass der Epitaphios „zum wichtigsten Teil schon gesprochen ist“ (2.42.2): „denn was ich an unserer Stadt pries, damit haben diese (sc. die Gefallenen) und solche Vortrefflichen sie geschmückt, und nicht bei vielen Hellenen wird man so wie bei ihnen Lob und Leistung im Gleichgewicht finden.“

Diese zirkuläre Pseudo-Argumentation hat aber noch ein Crescendo. Der nächste Satz lautet (2.42.3): „Mich dünkt, den Wert dieser Männer enthüllt als erste Verkündung und als letzte Bekräftigung ihr jetziger Untergang.“ Das ist ein Satz, der in der Argumentation des Perikles vollkommen stimmig ist: ‚Höchstes Lob für das höchste Opfer, nämlich das des eigenen Lebens.‘ Das ist aber gleichzeitig ein Satz, der an politischem Zynismus unübertroffen ist. Perikles behauptet nichts anderes, als dass die Toten erst im Tod für Athen ihre Entelechie gefunden haben und – wie er im nächsten Satz ausführt – ihre menschlichen Schwächen, die der eine oder andere gehabt haben mag, dadurch ausgeglichen haben. Es heißt wirklich in 2.42.3: „Schlimmes durch Gutes tilgend, haben sie gemeinsam mehr geholfen als im einzelnen geschadet.“

Dieser Satz ist eine Apotheose des Politischen, in ihm wird das Politische zum Zweck aller Handlungen erklärt, ein Zweck, der auch den Tod heiligt. Das Lob geht in diesem Stil weiter: Keiner der Gefallenen habe „einen Aufschub der Gefahr gesucht“ (42.4). Nein, stattdessen war den Gefallenen „die Rache an den Feinden verlockender.“ Und „indem sie hier das Sichwehren und Erleiden für schöner hielten als weichend sich zu retten, haben sie schimpflichen Gerede sich entzogen.“ Den Abschluss bildet eine weithin berühmte Stelle; Perikles findet eine phantastisch euphemistische Formulierung für das jämmerliche Kriechen im Dreck, wenn er von den Gefallenen sagt, dass sie „nicht aus der Furcht so sehr als von ihrem Ruhme geschieden sind.“

Ein Blick auf die griechische Periode zeigt ihnen, zusätzlich zur inhaltlichen Brillanz, auch die brillante formale Ausponderierung, oder antik gesprochen, Kolometrie. Die einzelnen Glieder dieser berühmt-berüchtigten perikleischen Phrase zeigen immer eine fast gleiche Silbenzahl. Man kann also leicht imaginieren, wie gleichmäßig gehämmert diese Kola haben vorgetragen werden können.

Das erste Kolon ist τὸ μὲν αἰσχροῦ τοῦ λόγου ἐφύγον, 10 Silben. Das zweite Kolon ist, mit dé korrelierend, τὸ δ' ἔργον τῶι σῶματι ὑπέμειναν, 11 Silben. Das dritte Kolon ist καὶ δι' ἐλαχίστου καιροῦ τύχῃς, wieder 10 Silben. Das vierte Kolon ist ἡμᾶ ἀκμῆι τῆς δόξης μᾶλλον, 9 Silben, und das fünfte Kolon, korrelierend mit dem einleitenden ersten Wort, ἐ τοῦ δέους ἀπὸ ἀλάγῃς, ebenfalls 9 Silben.

Im nächsten Abschnitt kommt Perikles zu einer Klimax; die erste Periode von 2.43 füllt beinahe eine halbe Druckseite. In ihr wird bereits Bekanntes in leichter Variation wiederholt. 2.43.2 preist dann die Tatsache, dass der Tod gemeinsam erfolgte, wofür jeder „den nicht alternden Lobpreis und ein weithin leuchtendes Grab“ erhält. Perikles meint aber nicht das Grab, „worin sie liegen“, sondern spricht vom Ruhm, der in jeder Rede „unvergessen nachlebt.“ Also nicht die Tat ist wichtig, sondern die Rede darüber. Perikles greift so ein in der Epinikien-Dichtung des fünften Jahrhunderts häufiges Motiv auf: Pindar und Bakchylides sprechen mehr als einmal davon, dass ihr Lied unvergessen bleibt, und damit dann auch das, was sie besingen, den einen oder anderen Sieg ihrer Auftraggeber nämlich. Diese Selbstdarstellung des Dichters, bekannt aus der lateinischen Formulierung bei Horaz *exegi monumentum aere perennius* (c. 3.30.1), dieser Anspruch auf Perennität wird verknüpft mit dem Ruhm der Tat. In diesem Fall bei Perikles geht es um den Tod der tapferen Athener, den Perikles zu preisen hat und sich damit selbst ein Denkmal setzt.

Der Gedanke wird noch gesteigert: Perikles benutzt das Bild der Schrift, und zudem als Metapher. Im folgenden Abschnitt 2.43.3 nämlich geht es zum einen um die banale Grabaufschrift, die jeder bekommt, die *epigraphé*. Zum anderen jedoch geht um die ungeschriebene Erinnerung, also das Gedächtnis, das Andenken, das ohne Schrift auskommt – die *ágraphos mnéme*. Diese verheißt Perikles den Gefallenen, und das Mittel, dieses besondere Andenken zu erlangen, ist seine Rede.

Der Paragraph 2.43 endet mit einem erneuten Appell an die Ehre (2.43.6): „Denn schmerzhafter ist für einen Mann, der Stolz besitzt, wenn er sich feige zeigt, die Schmach“ – diese Schmach ist schmerzhafter „als der in Kraft und gemeinsamer Hoffnung treffende, kaum gespürte Tod.“ Zugrunde liegt die Antithese: a) *implizit* der sich einsam, schwächlich Schämende und b) *explizit* die gemeinsam, kraftvoll Hoffenden. Gegenübergestellt werden der sinnlose Tod des Einen und der sinnstiftende Tod der Vielen. Bei beiden Todesarten handelt es sich bei Perikles um einen sozialen Tod: Der eine ‚stirbt‘ vor Scham und wird geächtet, die anderen ‚opfern‘ sich für die Gemeinschaft. Dieser perikleischen perversen Pseudologik hat Thukydides ein Denkmal gesetzt.

Gegen Ende der Rede kommt der Trost der Angehörigen:

Als erste richtet sich Perikles an die Eltern und greift auf einen performativen Akt zurück, die ihm schon an Anfang der Rede zwanglos gelang: Er simuliert Empathie. Das ‚ich verstehe euch‘-Motiv taucht wieder auf. Perikles spricht von sich: „Ich weiß“, heißt es 2.44.2, dass es schwer ist, den Tod der Kinder zu ertragen. Eine Gnome, ein Sinnspruch, wird passend erfunden: „... schmerzlich ist nicht dies, Güter, die man nie gekostet, zu vermissen, aber wenn einem ein Liebgewordenes genommen wird.“ Aber Perikles schafft eine atemberaubende Drehung – er fordert das Auditorium auf, beim Kinderzeugen nicht nachzulassen. Der Stadt, heißt es in 2.44.3, „bringt es doppelten Vorteil: weil sie nicht entvölkert wird, und wegen ihrer Sicherheit: es kann nämlich keiner mit gleichem und gerechtem Sinn zum Rat beitragen, der nicht auch mit dem Einsatz von Kindern an den Gefahren sein Teil trägt.“

Als zweite kommen die Brüder und Söhne der Helden dran, denen es schwerlich möglich sein wird, wie Perikles sagt, den gleichen Ruhm wie die Gefallenen zu erlangen (2.45.1). Als letzte erscheinen die Frauen der Gefallenen (2.45.2), die nur „kurzen Zuspruch“ erhalten: „für euch ist es ein großer Ruhm, unter die gegebene Natur nicht hinabzusinken, und wenn eine sich mit Tugend oder Tadel unter den Männern möglichst wenig Namen macht.“ Die Rede endet mit dem Versprechen, dass der Staat die Söhne der Gefallenen auf öffentliche Kosten aufziehen wird; „denn wo die größten Preise der Tapferkeit lohnen, da hat eine Stadt auch die besten Bürger.“

*

Mit dieser Rede beendet Thukydides die Schilderung der Ereignisse des ersten Kriegsjahres. Die Beschreibung der Ereignisse des zweiten Jahres beginnt in 2.47 mit der Seuche, die in Athen ausbricht. Thukydides nennt sie 47.3 *hé nósos*, was ganz allgemein Krankheit bezeichnet, und es ist auch nicht ganz klar, um welche Krankheit es sich gehandelt hat. Im selben Abschnitt 47.3 begegnet noch *ho loimós*, was seit der *Ilias* als Wort für die ‚Pest‘ bekannt ist.

Nicht nur waren die Ärzte machtlos, wie Thukydides 2.47.3 schreibt, sondern auch „jede andere menschliche Kunst versagte: alle Bittgänge zu den Tempeln, Weissagungen und was sie dergleichen anwandten, half alles nichts, und schließlich ließen sie davon ab und ergaben sich in ihr Unglück.“

Thukydides liefert im Folgenden eine ausführliche Beschreibung in 2.49. Vorher jedoch begründet er diesen Abschnitt damit, dass er „die Merkmale schildern will, an denen man sie am ehesten wiedererkennen könnte, um dann Bescheid zu wissen, wenn sie je noch einmal hereinbrechen sollte, die will ich darstellen, der ich selbst krank war und selbst andere leiden sah.“

Die Natur der Krankheit, oder ihr Wesen, bleibt Thukydides jedoch unheimlich, weil unverständlich. Er widmet diesem Befund einen eigenen Abschnitt (2.50): „Denn die unfassbare Natur der Krankheit überfiel jeden mit einer Wucht über Menschenmaß, und insbesondere war dies ein klares Zeichen, dass sie etwas anderes war als alles Herkömmliche: die Vögel nämlich und die Tiere, die an Leichen gehen, rührten entweder die vielen Unbegrabenen nicht an, oder sie fraßen und gingen dann ein.“

Die Lage in Athen ist sehr angespannt, und als auch noch eine militärische Operation mißlingt, droht die Stimmung umzuschlagen. Es werden Gesandte nach Sparta geschickt, aber die Spartaner gehen nicht auf die athenischen Friedensgesuche ein. Perikles wird die Schuld zugeschoben. Er hält seine dritte und letzte, von Thukydides in direkter Rede wiedergegebene Ansprache (60-64).

Perikles beginnt mit dem bekannten Motiv; er erklärt im ersten Satz, dass er die Gründe sehr wohl sieht für die Erregung der Athener. Aber er ermahnt sein Auditorium, nicht das Gemeinwohl aus den Augen zu verlieren. Denn nur wenn es der Polis gut geht, kann es auch den einzelnen Bürgern gut gehen (60.4). Er erinnert die Athener daran, dass sie dem Krieg zugestimmt haben, und er sagt den Athenern deutlich, wie er sich selbst wahrnimmt (60.5), als einen Mann nämlich, „der keinem anderen nachsteht in der Erkenntnis des Nötigen und der Fähigkeit es auszudrücken,“ als jemanden, „der sein Vaterland liebt und über Geld erhaben ist.“

Der nächste Paragraph bringt die perikleische Position deutlich zum Ausdruck: Athen hatte nicht die Wahl, es wurde zum Krieg gezwungen, denn sonst hätte es sich den anderen gegenüber nachgiebig und fügsam zeigen müssen. Dies „Ausweichen vor der Gefahr“ sei nun aber einmal „tadelnswürdiger ... als das Standhalten.“

Diese Interpretation ist natürlich verdreht – in Wirklichkeit hat die athenische Expansionspolitik vor keinem Druckmittel auf die nicht mit Athen verbundenen Griechen zurückgeschreckt, so dass diese eigentlich die sind, die ‚standhalten‘ vor der athenischen Bedrohung. Aber diese Umdeutung ist nur das Präludium für eine neue Selbstdarstellung des Perikles. „Ich bin immer noch der gleiche“, fährt er in 61.2 fort, „und stehe, wo ich stand, ihr seid verändert; denn so ist es gekommen: da ihr heil wart, gefiel euch mein Rat, nun ihr geplagt seid, überfiel euch die Reue.“ Perikles verschärft seinen Ton noch: „euer Geist ist nicht groß genug, auf dem einmal Beschlossenen zu beharren.“

Er infantilisiert sein Auditorium, stellt es dar als den Spielball von unkontrollierten Emotionen – in Wirklichkeit ist die Reaktion der Athener nur realistisch: Auf der einen Seite die Pest, auf der anderen Seite die siegreiche spartanische Armee – dann zeugt es doch von Reife und Rationalität, wenn man seine Chancen neu evaluiert und versucht zu retten, was noch zu retten ist, anstatt wie Perikles in psychorigider Patronalität zu erstarren.

Die Verdrehung ist ganz offensichtlich – Perikles stellt sich selbst als prinzipientreu hin, wogleich er doch eigentlich nur sklerotisch ist. Aber er hat noch einen Trumpf. Er kündigt in 62.1 an, dass er noch etwas andeuten will, „was ihr an eurem Reiche habt, etwas Großes, woran, glaube ich, weder ihr je gedacht habt, noch habe ich bisher davon gesprochen.“ Er meint die maritime Macht Athens, der „weder der Großkönig noch irgendein anderes Volk ... im Augenblick Halt zu gebieten“ vermag (62.2). Darauf folgt die Parainesis, die Adhortatio (62.3): „Beweist

auch, dass ihr nicht weniger wert seid als eure Väter, die dieses Reich erst einmal in harter Arbeit erobert, nicht etwa als Erbe übernommen, und es außerdem durch die Zeiten gerettet haben, um es euch zu übergeben“ – dazu kommt die Gnome: „Einbuße von Besitztum ist aber die schlimmere Schande als Mißerfolg beim Erwerb.“ Weil das so ist, fordert Perikles die Athener auf, den Feinden nicht nur mit Mut, sondern sogar im Übermut zu trotzen.

Perikles benutzt den Diskurs der Infantilisierung und Kulpabilisierung seiner Zuhörer, um sie zu irrationalen Handlungen zu bringen – er agiert wie ein erfolgreicher Sektenführer.

Nimmt man einmal an, Perikles wäre wirklich so ein cleverer Mann, als den ihn Thukydides, von dem die Rede stammt, darstellt. Wenn er unsere Einwände entkräften will, also wenn er selbst nicht verblendet ist, sondern weiterhin Herr der Lage bleiben will, dann kann er das nur mit einem Kunstgriff bewerkstelligen. Bis jetzt könnte noch jemand im Publikum anfangen zu pöbeln und zu höhnen und gegen Perikles aufzuwiegeln. Es gibt für Perikles, wenn er wirklich clever ist, nur eine Chance – er kann nur weiter voranpreschen und behaupten, für alles andere sei es schon zu spät. Genau das tut er auch. In 63 kommt die Wahrheit ans Licht: „Und glaubt nicht“, beginnt Perikles, „es ginge in diesem Kampf nur um das eine, nicht Knechte zu werden statt frei, sondern euch drohen auch der Verlust eures Reiches und die Gefahren des Hasses, der euch aus der Herrschaft erwuchs. *Aus der zurückzutreten* steht euch auch nicht mehr frei, falls einer in der Angst dieser Stunde sogar so tugendhaft und friedfertig werden wollte; denn die Herrschaft, die ihr übt, ist jetzt schon Tyrannis“ – eine Feststellung, die etwas überraschend kommt, aber die einzige Chance darstellt für Perikles, irgendwie überzeugend daherzukommen; Perikles schließt dann auch mit einem bemerkenswerten Eingeständnis (63.2fin.): „sie (die Tyrannis) aufzurichten mag ungerecht sein, sie aufzugeben ist gefährlich.“

Das ist derselbe Mann, der kein halbes Jahr vorher die athenische Demokratie im Epitaphios als höchstes Gut gepriesen hat, für das es sich zu sterben nicht nur lohnt, sondern recht eigentlich gehört. Dieser Punkt war auch die Grundlage seiner ersten Rede, nämlich dass die Freiheit der athenischen Demokratie in Gefahr sei und verteidigt werden müsse. Jetzt kommt eine ganz neue Perspektive – es ist gar keine Demokratie, sondern eine Tyrannis. Und ihre Existenz wird durch ein *Aperçu* gerechtfertigt (63.3): „denn das Friedliebende kann sich nicht erhalten, wenn nicht das Täterische dazukommt.“ Das ist nichts anderes, als aus der Berliner Mauer einen antifaschistischen Schutzwall zu machen.

Der letzte Abschnitt der Rede beginnt mit der Aufforderung, dass die Athener sich nicht „verführen“ lassen und nicht ihm zürnen sollen, haben sie doch den Krieg mitbeschlossen: „Vielmehr denkt, dass Athen darum so hoch gerühmt ist bei allen Menschen, weil es sich keinem Unglück beugt ..., und dass es doch wohl die größte Macht besitzt, die es bisher gab.“ Die Athener, so wünscht es sich Perikles, sollen nicht Gesandte zu den Spartanern senden, sondern stattdessen „auf die künftige Ehre vorbedacht und voll gegenwärtigen Eifers“ darauf sinnen, „jetzt nicht in Schande zu fallen“ (64.6). Die Rede endet mit der gnomischen Sphragis: „denn wer sich Unglück am wenigsten zu Herzen gehen läßt und ihm nach außen am stärksten widersteht, der, unter Staaten wie im einzelnen Leben, der überwindet.“

*

Dies sind die letzten Worte des Perikles geblieben (65.6): „Er lebte dann noch zwei Jahre und sechs Monate“, schreibt Thukydides, der die Position des Perikles für die

richtige hält, wenn er fortsetzt: „und nach seinem Tode wurde seine Voraussicht für den Krieg erst recht deutlich.“

Thukydides widmet diesem Mann einen langen, zwei Druckseiten umfassenden Nachruf. Er schildert zunächst die unmittelbaren weiteren Entwicklungen. Perikles wird mit einer Geldbuße belegt, bald darauf jedoch wieder zum Feldherrn gewählt. An dieser Stelle fällt die Bemerkung „wie die Menge pflegt“ – 65.4 hóper phileî hómilos poieîn, in der man nicht nur eine Beschreibung des Historikers vermutet, sondern eine abschätzigere Stellungnahme eines Anhängers der alten Oligarchie. Das läßt sich natürlich nicht entscheiden. Aber der Befund, dass Thukydides der Alleinherrschaft des Perikles nicht tadelnd, sondern verhalten lobend gegenübersteht, hat den erwähnten Verdacht natürlich eher verstärkt als abgemildert.

Tatsächlich nämlich beschreibt Thukydides recht positiv die politische Intelligenz und die politischen Leistungen des Perikles. Er hat den richtigen Rat gegeben, nämlich die Flotte zu vergrößern, er war unbestechlich, „in Gelddingen makellos unbeschenkbar“, wie es 65.8 heißt, die Masse „selber führend, nicht von ihr geführt, weil er nicht, um mit unsachlichen Mitteln die Macht zu erwerben, ihr zu Gefallen redete, sondern genug Ansehn hatte, ihr wohl auch im Zorn zu widersprechen.“

Perikles scheint überhaupt ein Demagoge im besten Sinne gewesen zu sein (65.9): „Sooft er (Perikles) wenigstens bemerkte, dass sie (die Masse) zur Unzeit sich in leichtfertiger Zuversicht überhoben, traf er sie mit seiner Rede so, dass sie ängstlich wurden, und aus unbegründeter Furch hob er sie wiederum auf und machte ihnen Mut.“ Und jetzt fällt der Satz (65.9fin.): „Es war dem Namen nach eine Volksherrschaft, in Wirklichkeit aber eine Herrschaft des Ersten Mannes.“

Später wurden Fehler begangen, und als einen besonderen nennt Thukydides „vor allem die Fahrt nach Sizilien“ (65.11). Aber das lag nicht mehr an Perikles; nein, die späteren Führer gingen so weit, „die Führung der Geschäfte den Launen des Volkes auszuliefern“, einen Fehler, den Perikles nie begangen hatte.

Wie stark Athen wirklich war, sieht Thukydides dann darin, dass die Stadt selbst nach der Niederlage in Sizilien und trotz der Parteikämpfe in Athen „noch zehn Jahre sowohl gegen ihre bisherigen Feinde wie gegen die neuen von Sizilien sich behauptete“ (65.12). Diesen Überschuss an Macht gab es noch zu Zeiten des Perikles, und Thukydides schließt (65.13): „Ein solcher Überschuss an Macht berechnete damals Perikles zu der Voraussage, dass sie gegen die Peloponnesier allein sogar sehr leicht den Krieg gewinnen würden.“

*

Diese thukydideischen Beschreibungen des Perikles illustrieren, was sich monumentale Historiographie nennen lässt. Von der herodoteischen anekdotalen Erzählweise ist nichts übrig; bei Thukydides werden prägnante Situationen geschaffen, in denen prägnante Reden gehalten werden. Das ist das momentum aere perennius, das ist ktêma eis aeí – die Reduktion der herodoteischen bunten Allotria zum grauen Alltag des politischen Machtgetriebes. Und Thukydides hat sich den größten Protagonisten gleich zu Anfang genommen und ein Exempel statuiert – im Guten wie im Bösen. Thukydides würdigt den Mann, der ihm politisches Vorbild war, in seiner klaren Voraussicht, seiner persönlichen Lauterkeit und seiner Überlegenheit über die Masse, die er in seinem Sinne zu führen wußte. Thukydides würdigt aber auch die Beständigkeit des perikleischen Werkes, die sich gerade in den späteren, von anderen verschuldeten Katastrophen bewährte. Nicht einmal das sizilische

Unternehmen hätte, so meint Thukydides, die Kräfte Athens überstiegen. Dass es scheiterte, war die Schuld der leitenden Männer, die unfähig waren, das Erbe des Perikles zu verwalten.

Auch dadurch erhöht Thukydides das Bild der Gefeierten, dass er der Herrschaft des ersten Mannes die Unzulänglichkeit derer gegenüberstellt, die seine Nachfolger hätten sein sollen und stattdessen in die Abhängigkeit von Gunst und Willen des Volkes gerieten.

In dieser Art weist der Abschnitt in weit ausgreifender Perspektive auf die kommende Entwicklung. Der zweite politische Leitgedanke des Werkes wird eingeführt, das zweite Leitmotiv intoniert: So wie die Machtentfaltung Athens – Thema eins – aus seinem Wesen und den Zeitumständen heraus mit unabweisbarer Notwendigkeit erfolgte, so waren im Inneren der Demokratie Gefahrenmomente gegeben – Thema zwei –, die zu ihrem Verderben akut werden mussten, als am Steuer des Staatsschiffes die überlegene Persönlichkeit fehlte.

*

In der Schilderung des dritten Kriegsjahres treten die Lakedaimonier als Debütanten im Seekampf hervor, andererseits suchen die Athener durch das Bündnis mit dem Thrakerkönig Sitalkes eine große Landmacht auf ihre Seite zu ziehen. Der entsprechende Abschnitt, der Felzug des Odrysenkönigs Sitalkes, findet sich fast ganz am Ende des zweiten Buches (95-101). In die Schilderung eingelegt ist einer der Handvoll Exkurse, die sich Thukydides gestattet. Und dieser Exkurs ist der einzige, der sich ein wenig an Herodot anlehnt, herodoteisches Kolorit oder Timbre zeigt (2.96-97).

Aber Thukydides ist ganz anders: Seine Schilderungen zielen knapp auf die Machtmittel und sind keineswegs detailreiche oder anekdotenfrohe Ausflüge. Man sieht das gleich zu Beginn der Passage: Es beginnt mit der Feststellung, dass der Thrakerkönig, der Odryse Sitalkes, gegen den Makedonenkönig, den Perdikkas, einen Kriegszug beginnt. Sofort wird der Grund genannt: Perdikkas hatte den Sitalkes um Hilfe geboten und ihm dafür Versprechungen gemacht – die Versprechungen hat Perdikkas nicht gehalten, und jetzt will sie Sitalkes einfordern. Im folgenden Abschnitt kommt ein wenig Ethnographie und Perihegese, diese aus Herodot so bekannte Mischung, aber sie wird instrumentalisiert, ist nicht mehr Selbstzweck oder Ziel der Darstellung.

In 2.96, dem ethnographischen Teil, werden die nördlichen Stämme genannt, die Sitalkes aufbietet, die Thraker und Geten, alle die, die bis zur Donau hin siedeln. Die Geten sind, wie die Skythen, an deren Gebiet sie grenzen, Reiterschützen. Sitalkes bewegt auch die im Gebirge lebenden (freien) Thraker dazu mitzukämpfen, ferner die Agrianen, die Laier und andere paionische Völker, die zu seinem Herrschaftsbereich gehören. Thukydides nennt noch die (unabhängigen) Triballer, sowie Trerer und Tilataier.

Damit ist der Überblick beendet – keine pittoreske Anekdote veranschaulicht die Rüstungen oder die Sitten oder sonstige Wunder, es liest sich vielmehr wie ein sortiertes Truppenaufgebot. In 2.97 geht es ebenso nüchtern weiter mit dem perihegetischen Teil. Thukydides beschreibt die Ausmaße des Odrysenreiches, also wie lange ein Frachter bei einer gewissen Windstärke braucht, um die Schwarzmeerküste zu befahren, wie lange man zu Fuß unterwegs ist, bis man zur Donau gelangt. Im Anschluss werden die Güter beschrieben, die in dem Land hergestellt werden. Und Thukydides beschreibt auch *eine* andere Sitte (97.4): „man konnte gar nichts erreichen, ohne Geschenke zu bringen“ – aber nur diese einzige.

Ein allgemeiner Satz über die Macht der vereinten Skythen beschließt dann auch gleich den Exkurs: „ja auch sonst sind sie an Klugheit und Verständnis jeder neuen Lage im Leben mit andern nicht zu vergleichen.“

Der Unterschied zu Herodot ist ganz augenfällig: Die Kürze der Ausführungen, ihre Beschränkung auf das für die augenblickliche Situation Wesentliche zeigt deutlich die Abkehr von dem Konzept ‚Erzählen um des schönen Erzählens willen‘, das die Darstellung Herodots durchzieht.

Ebenso selten wie die Exkurse sind bei Thukydides auch die aitiologischen Erzählungen, also jene Geschichten, die Herodot manchmal geradezu gesucht zu haben scheint, Geschichten, in denen sagenhaft ausgeschmückt eine Kultlegende oder eine andere Ursache irgendeines gegenwärtigen Befundes dargestellt wird.

Ein solches, bei Thukydides sehr seltenes Aition findet sich ganz am Schluss des zweiten Buches. Es geht darum, warum die nordwestgriechische Landschaft Akarnanien besondere Beziehungen zu Athen unterhält. Das hat mit Alkmaion zu tun, und zu den Alkmeoniden (das ist die attische Schreibung) gehört eben auch gerade Perikles (man denkt unwillkürlich an Herodots Alkmeonidenexkurs 6.121-131).

Alkmaion ist ein Muttermörder und irrt heimatlos umher nach der Tat (2.102.5). Eine Weissagung Apollons weist ihm eine bestimmte Art von Wohnsitz zu: Solange bleibe er unerlöst, „als bis er das Land finde und bebaue, das, als er seine Mutter erschlug, noch nicht von der Sonne geschaut wurde und noch nicht Land war, da jedes andere für ihn unrein sei.“ Alkmeon ist ratlos (2.102.6). Aber er erblickt eine Aufschüttung in einem Fluss, dem Acheloos, der in Akarnanien ins Meer mündet, genauer bei Oiniadai (wo jetzt gerade im Thukydides-Text eine militärische Operation läuft). Es handelt sich um so etwas wie eine Sandbank, die je nach Pegelstand des Flusses sichtbar ist oder nicht. Alkmaion hofft, dass „zum Leben für seinen Leib genug angeschwemmt worden sei während seiner so langen Irrfahrten seit dem Muttermord. So ließt er sich nieder in der Gegend von Oiniadai, gründete sich da ein Reich und hinterließ nach seinem Sohne Akarnan dem Land die Benennung.“

Dies ist eines der seltenen Aitien bei Thukydides, eine der wenigen Stellen, wo er sich gewissermaßen ein wenig zum Erzählen verleiten lässt und zeigt, dass er auch anders hätte erzählen können. Dass dies gerade anlässlich des Alkmaion geschieht, ist nicht zufällig (die Exkurse bei Thukydides sind nicht beliebig wie bei Herodot). Alkmeon (in der attischen Schreibung) ist der Stammvater des Perikles, einer Figur, der Thukydides kongenial begegnet ist und die von allergrößter Bedeutung war.

*

Das dritte Buch umfasst wiederum drei Kriegsjahre, reicht also vom vierten bis zum sechsten. In der Darstellung der beiden ersten dieser Jahre hat Thukydides kräftigen Akzent auf jene Teilvorgänge gelegt, in denen maßlose Leidenschaft und zunehmende Verrohung ihren erschreckenden Ausdruck fanden. Um solcher Verteilung der Schwerpunkte willen werden die beiden Einfälle der Lakedaimonier in Attika in knappem Chronikstil abgetan (3.1 & 26). Breit erzählt Thukydides den Abfall und die Bestrafung von Mytilene (2-50). Wieder dienen eingelegte Reden der Erhellung der treibenden Kräfte und wichtiger Entwicklungen. Wenn der Gesandte Mytilenes, das zum Abfall entschlossen ist, in Olympia den Peloponnesiern sein Hilfsgesuch vorträgt, wird die innere Problematik des Seebundes sichtbar, in dem die Vormachtstellung Athens mit Notwendigkeit einer Tyrannis zustrebte.

Perikles hat bereits in seiner letzten Rede (2.63) von einer solchen gesprochen, die zu ergreifen vielleicht ungerecht, die loszulassen aber gefährlich sei. Nun aber, da über die Mytilenäer nach der Übergabe der Stadt (427) abgeurteilt werden soll, spricht nicht mehr Perikles zu den Athenern, sondern Kleon.

Das ist ein anderes Kaliber von Politiker, und jetzt betreten die Leute die Szene, denen Thukydides indirekt den Untergang Athens anlastet. Kleon hat in der Volksversammlung den ungeheuerlichen Beschluss durchgesetzt, alle erwachsenen Männer in Mytilene zu töten, Weiber und Kinder zu versklaven, den Boden aber aufzuteilen. Schon war der Befehl nach Mytilene abgegangen, da zweifelte der Demos an seinem Beschluss. Eine zweite Versammlung am darauffolgenden Tag stellte den Fall neuerlich zur Debatte.

In einem Redeagon (3.37-40 & 42-48) stellt Thukydides dem Kleon einen Diodotos gegenüber, der die Sinnlosigkeit solcher Brutalität vorführt. Diodotos erreicht dann ein Urteil, das die Schuldigen, diese allerdings mit aller Härte, bestraft. Ein rasch abgesandtes Schiff kann die Durchführung des ersten Beschlusses noch verhindern.

Auf dieses Stück athenischer Brutalität folgt sogleich das spartanische Gegenstück, das Plataiai heißt (52-68). Nach dreijähriger Belagerung muss sich die ausgehungerte Stadt 427 ergeben. Unter dem Vorsitz der Spartaner findet Gericht über sie statt, wobei wieder ein Redepaar die Verteidigung der Plataier und die Anklage der Thebaner in Antithese stellt. Das Urteil ist auch hier grauenhaft: zweihundert Bürger der unglücklichen Stadt, auf deren Namen der Glanz des Freiheitskampfes gegen die Perser lag, mußten sterben, die Frauen gingen in die Sklaverei, die Stadt wurde wenig später niedergerissen.

Man sieht, wie Thukydides erzählt: Aus der Fülle der Kriegereignisse werden Hauptstationen isoliert, Mytilene und Plataiai. Die Protagonisten des Gesamtwerks – Athen und Sparta – spielen in den ausgewählten Episoden die Hauptrolle. Es treten große Redner auf und gegeneinander an. Rhetorische Exempel werden statuiert. Der Ton der Reden ist drastisch, mitunter pathetisch, der Ton der Darstellung kontrastiert – er ist nüchtern, analytisch.

Es gibt aber noch einen Krieg, den Thukydides auch darstellt. Nicht nur treten Athen und Sparta gegeneinander an, auch die Bürger einzelner Poleis streiten über Oligarchie und Demokratie. Kurz vor dem Gericht über Plataiai war im Hochsommer 427 der Bürgerkrieg auf Kerkyra zu Ende gegangen (70-85). Ein drittes Mal öffnet sich ein politisches Inferno. Die Oligarchen werden mit athenischer Hilfe niedergeworfen, der Demos nimmt Rache. An dieser Stelle kommt eine der berühmtesten Passagen des thukydideischen Geschichtswerks – der so genannte Exkurs über die Verwilderung der politischen Sitten. Die Pathologie des Krieges wird mit dem diagnostischen Blick eines Arztes am Krankenbett beschrieben, der seine Diagnose aus den Symptomen gewinnt, die er beobachtet.

Der Krieg ist der große Entfacher der Leidenschaften, der die in jedem Staatswesen vorhandenen inneren Spannungen zu einem Kampfe aller gegen alle steigert. Erschütterndes Kennzeichen dieses fieberhaften Zustandes ist die Umwertung der in der Ordnung des Friedens geltenden Werte, die sich dem wachen Beobachter in dem veränderten Gebrauch der Bezeichnung für das Kluge, Tapfere und Rechte erschreckend verrät.

Ob das wirklich ein Exkurs ist, mag bezweifelt werden. Sie können gerne in dieser Passage auch eine Art Brennspeigel sehen (wie dies Albin Lesky tut), „der die Eindrücke vereinigt, die wir aus den vorangegangenen Berichten gewonnen haben, und zugleich voraus weist auf die späteren Partien des Werkes, in denen solcher Verfall selbst das große Werk des Perikles dem Untergange entgegenführt“ (1963,

505). Musikalisch gesprochen liegt eine Art ritardando vor, ein kontemplatives Moment in der enormen Dynamik des peloponnesischen Krieges.

Das Textstück 3.82-83 verlohnt genauerer Betrachtung. Thukydides beginnt mit der Feststellung, dass das eigentlich Unerhörte an diesen Auseinandersetzungen, die ohnehin schon die gesamte hellenische Welt in Mitleidenschaft zogen, dass das eigentlich Grauenhafte der Bürgerkrieg war. In den Poleis kämpften die Anhänger der Demokratie und die der Oligarchie gegeneinander, und „die Volksführer bemühten sich um Athens Eingreifen und die Adligen um Spartas“ (3.82.1). Thukydides erläutert das plötzliche Aufbrechen dieser Art Kämpfe damit, dass jetzt, wo der Krieg erklärt war und jede Seite Bündnisse suchte, es für eine beliebige politische Gruppierung oder *factio* leicht war, einen jeweiligen Verbündeten, sei es Athen, sei es Sparta, zu finden – die ihrerseits Verbündete brauchten, je mehr, desto besser.

Thukydides beobachtet aber zudem eine Wendung, eine Metamorphose, die sich im menschlichen Geist abspielt: Er sieht, dass „im Frieden und Wohlstand die Denkart der Menschen und der ganzen Völker besser ist,“ schlicht und ergreifend deswegen, „weil keine aufgezwungenen Notwendigkeiten sie bedrängen“ (82.2). Aber jetzt, wo Krieg herrsche, sei das anders, die Leidenschaften der Menge gehorchten dem Augenblick, da das leichte Leben des Alltags eben nicht mehr leicht sei. Für diese Beobachtung findet Thukydides eine drastische Formulierung, der Krieg ist für ihn ein „gewalttätiger Lehrer“ – *ho pólemos ... bíaios didáskalos*: asyndetische Gnomik im diskursiven Satzfluss, Ungeschlachtheit als Stileigenheit.

Niederlagen bereiten in der Tat schmerzhaft Einsichten. Der Punkt bei Thukydides aber ist der, dass Thukydides sich nicht primär mit den Ereignissen beschäftigt, nicht primär an der bunten Oberfläche interessiert ist, nicht mit den Geschichten und Geschichtchen sich abgibt. Thukydides beschäftigt sich mit der Wirkung von Ereignissen, mit dem ‚Tiefgang‘, mit den ‚Nachklängen‘, mit der Macht in all ihren Facetten. Mit der politischen Macht, der militärischen Macht, und auch der psycho-sozialen Heftigkeit oder Härte von struktureller Macht.

Die Machtkämpfe machen erfinderisch, es kommt, in der Formulierung des Thukydides (82.3), „zum Wettlauf im Erfinden immer der neusten Art ausgeklügelter Anschläge und unerhörter Rachen.“ Und jetzt kommt die Passage über die Erfindung der politischen Propaganda – der bislang gültige Gebrauch der Namen nämlich wird willkürlich vertauscht, wie es in der Formulierung des Thukydides heißt.

Als erstes beschreibt Thukydides (82.4) den einfachen Austausch von Wörtern oder der *Semantik*, als zweites (82.5) den Wechsel des Gebrauchs oder der *Pragmatik*:

Zunächst zur Semantik, zur gewandelten Bedeutung der Wörter: „unbedachtes Losstürmen galt nun als Tapferkeit und gute Kameradschaft, aber vordenkendes Zögern als aufgeschmückte Feigheit, Sittlichkeit als Deckmantel einer ängstlichen Natur, Klugsein bei jedem Ding als Schlaffheit zu jeder Tat; tolle Hitze rechnete man zu Mannes Art, aber behutsames Weiterberaten nahm man als ein schönes Wort zur Verbrämung der Abkehr.“

Dann zur Pragmatik, zur sozialen Verwendung der Wörter, den Sprechakten: „Wer schalt und eiferte, galt immer für glaubwürdig, wer ihm widersprach, für verdächtig. Tücke gegen andere, wenn erfolgreich, war ein Zeichen der Klugheit, sie zu durchschauen war erst recht groß, wer sich aber selber vorsah, um nichts damit zu tun zu haben, von dem hieß es, er zersetzte den Bund und zitterte vor den Gegnern. Kurz, bösem Plan mit bösem Tun zurvorkommen brachte Lob, auch den noch Arglosen anzustiften.“

Es kommt, wie es kommen mußte: Der gentilizische Verband löst sich auf, oder wie Thukydides formuliert, „dann entfremdeten sich die Verwandten über all den Bünden“ (82.6). In den heutigen Verhältnissen mag diese Bemerkung unbeachtet bleiben, weil man seine Verwandten ohnehin seltener sieht oder kein weiteres Verhältnis zu ihnen hat. Das ist aber nicht gemeint von Thukydides. Gemeint sind die fest etablierten freundschaftlichen Beziehungen, die aufgrund der antiken griechischen Gastrechtsvorstellungen zwischen einer Reihe von Familien, und gerade unter den einflußreichen, geherrscht haben. Dieser Xenia-Begriff hatte recht weite Ausmaße. Leute, die von ganz woanders herkamen, auch und gerade aus anderen Poleis, hatten denselben Status wie die eigenen Geschwister, *und* dieser Status war erblich, er wurde weitergegeben. Diese ganze System von sozialer Ordnung – das ist es, was Thukydides meint, dies wird schlagartig hinfällig, weil die Leute sich in politischen Bünden mit wildfremden anderen Leuten zusammenschließen.

Und diese Bünde, diese *factiones*, „waren nicht mit den gültigen Gesetzen Vereine zu gegenseitiger Hilfe“ – also keine Korporationen oder Gilden oder Syndikate, „sondern gegen die bestehende Ordnung solche der Raffgier“ – also *cosa nostra*, *mafia*, *sacra corona*, *`ndrangheta* (3.82.6). Es folgt wirklich eine Definition der mafia: „Untereinander verbürgte ihnen die Treue weniger das göttliche Recht als gemeinsam begangenes Unrecht.“ Also statt Zeus Xenios, der Hüter des sakrosankten hereditären Gastrechts, gibt es jetzt den Auftragsmord als Initiationsritus, um in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden.

Den Untergang jedes sakralen Moments beschreibt Thukydides im Folgenden (82.7): „Eide, falls noch irgendein Vergleich auf die Art bekräftigt wurde,“ – mit anderen Worten, wenn es das überhaupt noch gab – „waren geleistet in der Not, wenn beide sich nicht mehr anders zu helfen wußten, und galten für den Augenblick;“ also völlig pervertiert – „wer aber bei günstiger Gelegenheit zuerst wieder Mut faßte, wenn er eine Blöße entdeckte, der nahm seine Rache lieber durch Verrat als in offenem Kampf, einmal zu seiner Sicherheit und dann, weil der ertrogene Triumph ihm noch den Siegespreis der Schlaueit dazugewann.“

Die Beschreibung der Symptome ist abgeschlossen, das Syndrom steht deutlich vor Augen. Es folgt die Diagnose der Krankheitsursache – habgieriger Ehrgeiz, ehrgeizige Habgier, zu der sich, als den Ausbruch erleichterndes Akzidenz, die Voreiligkeit, das Ungestüme gesellt (*tò próthymon*). Im Griechischen begegnen *pleonexía* und *philotimía* – also zwei parallele Nomina, die als Hendiadyoin sich in einem Ausdruck wiedergeben lassen (82.8).

Die Diagnose Sallusts angesichts des Catilina ist ganz ähnlich, *ambitio mala* heißt es da, der ins Krankhafte gesteigerte Ehrgeiz habe Catilina zu dem gemacht, als was ihn Sallust darstellt – eine Gefahr für die alte *res publica*. Aber bei Sallusts *Catilina* handelt es sich um eine historische Monographie, einen einzelnen klinischen Fall; bei Thukydides wird der ganze Zeitgeist als pervertiert gebrandmarkt.

Die omnipräsente Hypokrisie wird im folgenden charakterisiert: „Denn die führenden Männer in den Städten, auf beiden Seiten mit einer bestechenden Parole, sie seien Verfechter staatlicher Gleichberechtigung der Menge oder einer gemäßigten Herrschaft der Besten, machten das Gemeingut, dem sie angeblich dienten, zu ihrer Beute, und in ihrem Ringen, mit allen Mitteln einander zu überwältigen, vollbrachten sie ohne Scheu die furchtbarsten Dinge und überboten sich dann noch in der Rache; nicht, dass sie sich dafür eine Grenze gesteckt hätten beim Recht oder beim Staatswohl – da war freie Bahn, soweit jede Partei gerade ihre Laune trieb.“ Und noch einen Satz: „Frömmigkeit galt weder hüben noch drüben;

man schaffte sich vielmehr einen guten Namen, wenn es gelang, grade durch den Schönklang eines Wortes eine Tat des Hasses zu vollführen.“

Das war der Ausklang von 82, in Paragraph 83 wird das Thema noch einmal intoniert: „mit mißtrauischer Gesinnung gegeneinander zu stehen wurde das Herrschende.“ Die Situation hat eine Konsequenz, die Thukydides ganz klar sieht: Die Dummen siegen, die Klugen gehen unter, und zwar wegen einer klaren logischen Entwicklung. Bei Thukydides heißt zum Abschluss seiner Betrachtung (83.3-4): „Und die geistig Schwächeren vermochten sich meist zu behaupten; denn in ihrer Furcht wegen des eignen Mangels und der Klugheit ihrer Gegner, denen sie sich im Wort nicht gewachsen fühlten, und um nicht unversehens einem verschlagenem Geist in die Falle zu gehen, schritten sie verwegen zur Tat; die aber überlegen meinten, sie würden es schon rechtzeitig merken und hätten nicht nötig, mit Gewalt zu holen, was man mit Geist könne, waren viel wehrloser und kamen schneller ums Leben.“

Paragraph 84 enthält dann noch die Anwendungsbeispiele für die augenblickliche Situation in Kerkyra. In einer stilistisch sehr anspruchsvollen Passage wird ein psychisches Inventar der Todsünden aufgestellt (84.1): „manche, mit mehr *Frevelsinn* als Maß beherrscht, ... andere, ... meist aus *Leidenschaft*, nach fremden Gute *lüstern*, gegen das Recht ... oder auch gegen ihresgleichen, ... von *unbemeistertem Zorn maßlos* hingerissen, *fühllos* und *unerbittlich* ...“ sind die Zentralbegriffe.

Der Unterschied zwischen dieser Art von Pathographie und den menschlich-allzumenschlichen Beobachtungen Herodots ist offensichtlich. Ebenso deutlich ist das intellektuelle Bemühen um das richtige Wort, um die prägnante Formulierung. Und genauso klar ist die Stoßrichtung der Kritik – sie ist laizistisch gemeint, und nichts Religiöses oder Moralisches ist dabei mitgedacht. Die Kritik des Politischen in seiner Pervertierung ist auch im politischen Jargon dargeboten und ausgeführt. Thukydides muss diese Leute wirklich beobachtet haben, ihren Reden aufmerksam zugehört haben, um diese Listen von Verdrehungen zu erstellen und sortiert wiederzugeben. Und er hat nicht den Fehler begangen, irgendeine ethische Pose einzunehmen, den Sittenrichter zu spielen oder Ähnliches.

*

Vor der Darstellung des vierten Buches sei eine sowohl religions- als auch literaturhistorisch ausgesprochen bemerkenswerte Passage betrachtet. Es handelt sich um die Reinigung von Delos. Delos ist eine kleine Kykladeninsel, von Athen aus gesehen in südwestlicher Richtung gelegen und von der Südspitze Attikas, dem Kap Sunion, etwas über 100 Kilometer entfernt.

Die Reinigung, um die es geht, erfolgt aufgrund eines Götterspruches, der möglicherweise im Zusammenhang mit der Pest erfolgte. Die Reinigung, um das gleich vorwegzunehmen, ist wenig erfolgreich. Thukydides kommt an späterer Stelle seines Werkes darauf zurück und schildert in 5.1, dass die Athener im zehnten Kriegsjahr die Delier aus Delos vertreiben – „weil diese wegen irgendeiner alten Schuld (*katà palaián tina aitían*) nicht rein gewesen seien, als man die ganze Insel geweiht, und weil darum die Reinigung noch mangelhaft gewesen sei, *von der ich früher berichtete*, als sie die Gräber der Toten entfernten und damit alles Nötige getan glaubten.“ An dieser Stelle begegnet auch einer der seltenen Querverweise im Werk des Thukydides.

Die Reinigung in 3.104 ist nicht die erste; bereits Peisistratos hatte eine solche, allerdings nur teilweise vorgenommen. Jetzt wird die ganze Insel gereinigt.

Die Gräber (3.104.2) werden geöffnet, die Toten herausgenommen, und es wird ein Gesetz erlassen, „wonach man auf der Insel nicht sterben noch dort gebären durfte.“ Für solche menschlichen Dinge muss man hinfert auf die nahegelegene Insel Rhéneia übersetzen. Jetzt kommt ein schönes Detail: Diese Insel ist mit einer Kette an Delos festgemacht, wodurch Polykrates auch Rheneia dem delischen Apoll mitgeweiht hat.

Im Folgenden wird ein Vierjahresfest erwähnt (3.104.2fin.), eine penteteris. Dieses attische Fest wird mit den ionischen Ephésia verglichen: Es gab hier wie dort gymnische und musische Agone, „und die Städte ließen Chöre tanzen“ (3.104.3). Der Beweis dafür, „dass Solches war“, wie Thukydides schreibt, ist eine Passage aus dem unter Homers Namen umlaufenden Apollon-Hymnos. Erst wird eine Passage zitiert, die von einem ionischen Fest spricht, mit „Faustkampf, tanzen und singen.“ Dann wird eine zweite Passage zitiert, wo ein delischer Frauenchor gerühmt wird, und zudem Homer in einer poetischen Sphragis von sich selber spricht. Das ist der letzte Vers in 3.104.5: „Das ist der Blinde, der drüben wohnt im zackigen Chios.“ Thukydides zitiert Homer als Testimonium dafür, „das auch in der Frühzeit eine große Versammlung und ein Fest auf Delos war“ (3.104.6). Bemerkenswerterweise scheinen die ursprünglichen Agone in Vergessenheit geraten zu sein, „bis also jetzt die Athener die Spiele einrichteten und sogar Wagenrennen, was es vorher nicht gab.“ Mit diesen Worten schließt Thukydides seine Ausführungen zur Reinigung von Delos.

Die Realien sind sehr interessant: Es gab literarische Agone in kultischem Zusammenhang, oder anders herum – kultische Rituale mit literarischen Wettkämpfen, nicht nur in Athen, wo an den Großen Dionysien und Lenäen die Tragödien etwa aufgeführt wurden im Rahmen des Dionysos-Kultes. Nein, es gab diese Agone auch außerhalb Athens, wie etwa an solchen prominenten Orten wie Delos.

Wenn Thukydides Homer zitiert, heißt das, dass er einen Text zitiert, der schriftlich vorliegt. Er hat nicht etwa nach einem heiligen Sänger geschickt, der aus Delos kommt und den Text auswendig kann. Und wenn Thukydides sagt, dass der Text mit einer poetischen Sphragis endet, dann hat er auch geendet mit einer poetischen Sphragis. Das was in den Handschriften danach kommt, ist dann also ein Zusatz, der jünger ist als Thukydides. An diesem wertvollen Testimonium sieht man, dass in der Antike an Texten weitergeschrieben wurde, und zwar auch und gerade an heiligen Texten – was impliziert, dass erst recht die profanen, säkularen Werke vor keiner Interpolation sicher waren. Die Bedeutung dieses Paragraphen 104 im dritten Buch des Thukydides ist nicht deutlich genug zu betonen.

*

Wiederum drei Kriegsjahre, das siebente, achte und neunte, umfasst das vierte Buch. Hatte Thukydides am Ende des dritten Buches nach den geschlossenen größeren Teilen (Mytilene, Plataiai, Kerkyra) noch verschiedene Teilaktionen zu erwähnen, so ergibt sich nun die Möglichkeit, die Darstellung auf einen Brennpunkt des Kriegsgeschehens zu konzentrieren. Diese einfache Feststellung besagt Folgendes: Es lässt sich beobachten, dass Thukydides, anders als Herodot, seine Darstellungsweise den Ereignissen anpasst. Es wird nicht alles der Reihe nach und in derselben Manier dargeboten, sondern die Ereignisse werden gruppiert, selektiert, neu zusammengestellt, oder wenn sich etwas anbietet, wird dem eine Art monographischer Behandlung zuteil. Zu dieser Beobachtung fügt sich, dass die Reden, die einen Großteil der narrativen Last schultern, längst nicht alle in direkter

Rede, sondern auch häufig in indirekter Rede wiedergegeben werden. Dieses ermöglicht Nüchternheit, Prägnanz, Reduktion auf die Informationen, jenes ermöglicht Brillanz, Rhetorik, Elaboration – also genau das Gegenteil.

Diese Wechsel in Tempo und Tonart heben Thukydides deutlich heraus aus der Historikermasse; so kann nicht jeder schreiben. Thukydides hat ein Stilideal geprägt – nicht nur mit seinen ungeschlachten Fügungen, sondern auch mit diesen Stilisierungen.

Für die Fakten bedeutet dies natürlich, dass sie einer enormen Umformung unterworfen sind. Es ist eben ein wenig gefährlich, sich dem eigenen Stilwillen so hinzugeben wie es Thukydides tut – und Dionys von Halikarnass hat das ja auch entsprechend getadelt. Aber Cicero wiederum hat es gefallen.

Worum geht es jetzt im vierten Buch? Es geht um Pylos an der peloponnesischen Westküste. Der Stratege Demosthenes besetzte diesen Ort mit richtigem Blick für die Möglichkeiten, die sich dort boten. Ein bedeutender Teil der spartanischen Kerntruppe wurde auf der gegenüberliegenden Insel Sphakteria abgeschnitten. Die Intensität und dramatisch dichte Schilderung in diesen Partien (4.2-41, dazu gleich) ist einem Ereignis angemessen, das sicher einen Höhepunkt des langen Ringens darstellt. Sparta ist schwer getroffen, zieht sogleich seine Truppen, die in Attika eingefallen waren, zurück, schließt einen Waffenstillstand und bietet durch eine Gesandtschaft in Athen den Frieden an. Aber Kleon bringt die Verhandlungen zum Scheitern, läßt sich in einer außerordentlich anschaulich geschilderten Volksversammlung von Nikias dazu nötigen, das Kommando in Pylos zu übernehmen, und zwingt die spartanischen Hopliten in kürzester Zeit zur Übergabe.

Um wenigstens einen kurzen Eindruck von der Dramatik der Schilderung zu geben, sei eine Passage ausgewählt, die sich Aristie des Brasidas nennen ließe. Bei Brasidas handelt es sich um einen der bedeutendsten Protagonisten auf spartanischer Seite, der Anfang und Ende des vierten Buches recht eigentlich prägt: „Vor allen aber zeichnete sich Brasidas aus: er befehligte ein Schiff, und da er sah, wie die andern Befehlshaber und die Steuerleute vor dem schwierigen Ufer zurückschreckten, auch wo das Landen vielleicht möglich schien, weil sie ihre Schiffe vor dem Zerschellen hüten wollten, da rief er laut, es sei unsinnig, um Hölzer zu sparen, den Feind ungestraft im Land Festungen bauen zu lassen, selber müßten sie ihre Kähne zerschmettern, um nur die Landung zu erzwingen; die Verbündeten dürften nicht zögern, zum Dank für große Dienste heute den Spartanern ihre Schiffe zu opfern; sie müßten auf den Strand auflaufen oder wie auch immer an Land kommen, um die Männer und den Platz zu überwältigen.“ Und jetzt kommt der ‚action‘-Teil (12.1) – Einstellung 1: „Solcherart wollte er die andern mitreißen, zwang selber seinen Steuermann zum Stranden und trat an die Landebrücke.“ Einstellung 2: „Aber beim Versuch, hinabzustürmen, wurde er von den Athenern zurückgehauen, verlor unter vielen Wunden die Besinnung und fiel in die Ruderverschalung;“ Einstellung 3: „dabei glitt sein Schild ins Meer,“, Einstellung 4: „das ihn ans Ufer spülte“, Einstellung 5: „und die Athener hoben ihn auf und verwandten ihn später“ – Einstellung 6 – „für das Siegesmal.“ (Zu Brasidas gleich mehr.)

Unter den Geschehnissen des folgenden Jahres (424) zeigt Thukydides solche für Athen günstige, wie die Besetzung des spartanischen Kythera, sowie solche für Sparta günstige, wie die Entwicklung in Sizilien. Vom 78. Kapitel des vierten Buches jedoch bis zu 5.11 ist durch die verschiedenen Episoden des Krieges kräftig die Brasidas-Linie durchgezogen. Es entspricht der Bedeutung des Mannes, der Spartas Retter wurde und dem Thukydides mit unverkennbarer Achtung

gegenübersteht, dass er – wie Perikles – dreimal als Redner zu Worte kommt (4.85-87, 4.126 und 5.9).

*

Im Zuge der Kämpfe, die Brasidas nach dem kühnen Nordmarsch im Raum der Chalkidike führte, erfolgte auch jener Angriff auf Amphipolis, der in der Laufbahn des Thukydides eine so verhängnisvolle Rolle spielte. Die gerade erwähnte Aristie des Brasidas findet in Pylos statt, an der südlichen Westküste der Peloponnes, und zwar im Sommer des siebenten Kriegsjahres (425 auf 424). Der Angriff des Brasidas, durch den letzten Endes Thukydides sein Kommando verliert, erfolgt in Amphipolis, das an der Grenze von Thrakien von Makedonien liegt, und zwar im Winter des achten Kriegsjahres (424 auf 423). Den langen Weg hat die Truppe des Brasidas zu Fuß zurückgelegt, und die Athener werden überrascht. Diese ungeheure Initiative des Brasidas wird sich für ihn auszahlen; die Athener senden zu spät zu wenige Schiffe. Thukydides wird für die athenische Niederlage verantwortlich gemacht, die er kaum verschuldet haben dürfte, lag die Entscheidung über die mangelhafte Truppenentsendung doch nicht bei ihm.

Für die literarhistorische Betrachtung ist bemerkenswert, wie Thukydides von sich selbst spricht. Er redet von sich, im Gegensatz zu Herodot, in der dritten Person – und setzt damit einen Standard, dem Spätere folgen. Thukydides betritt die Szene in 4.104.4 und identifiziert sich selbst mit dem Vaternamen (der, sc. Sohn, des Oloros) und dem Relativsatz „der dies aufgeschrieben hat.“ Thukydides erhält das Hilfesuch aus Amphipolis und fährt sofort los mit jenen sieben Schiffen, die ihm zur Verfügung stehen (104.5). Thukydides charakterisiert sich selbst im folgenden Absatz als „einen der mächtigsten Männer des Festlandes“, weil er „die Nutzung der Goldbergwerke in diesem Teil Thrakiens besaß.“ Brasidas gelingt jedoch die Einnahme von Amphipolis – er macht den Bürgern ein Angebot, das sie nicht abschlagen können, sie behalten nämlich einfach ihren Besitz, nur die Herrschaft wechselt.

Thukydides gelingt es nur, bis nach Eion zu gelangen, das er befestigt und gegen zwei Angriffe des Brasidas verteidigt (4.107). Für Amphipolis war es jedoch zu spät.

*

Das fünfte Buch umfasst einen größeren Zeitraum als die übrigen; es reicht vom 10. bis in die Winterhälfte des 16. Jahres. Mit dieser Zählung folgt man den Angaben des Thukydides, der die Jahre des Nikiasfriedens als Teil des großen Krieges zählt.

Zunächst bringt das fünfte Buch den Schluss der Operationen des Brasidas, der vor Amphipolis gleichzeitig mit Kleon den Tod findet. Auf beiden Seiten kommt der Wunsch nach Frieden zu seinem Recht. 421 wird ein Vertrag für 50 Jahre geschlossen und durch ein Defensivbündnis zwischen Athen und Sparta ergänzt. Thukydides erkennt diesen Friedensschluss als markantes Faktum dadurch an, dass er ihn wie den Ausbruch der Feindseligkeiten umständlicher, und zwar mit Ephor und Archon, datiert. An dieser Stelle findet sich auch seine Rechtfertigung der jahresweisen Zählung (5.20). Thukydides zeigt aber zu gleicher Zeit, wie dieser Friede in der Stunde seiner Geburt bereits eine Fülle neuer Konflikte in sich barg.

Thukydides hat die einzelnen Phasen des großen Kampfes zu dem *einen* Peloponnesischen Krieg zusammengefasst und geht nun in einem eigenen Kapitel (5.26) daran, diese seine Ansicht zu verteidigen. Diese Stelle bezeichnet man

gemeinhin als zweites Proömion. Hier blickt Thukydides vor bis zum geplanten Abschluss seines Werkes, das bis 404 reichen sollte. Thukydides zeigt, wie die Jahre zwischen dem Nikiasfrieden und dem neuerlichen Ausbruch offenen Kampfes in Wahrheit keine Unterbrechung des Ringens zwischen den beiden Mächten gewesen sind. Man suchte sich zu schädigen, wo man konnte, und so sind auch diese sechs Jahre und zehn Monate richtig als Teil des einen siebenundzwanzigjährigen Krieges zu verstehen.

Thukydides fasst seine These zusammen am Anfang von Paragraph 26.3, wo davon die Rede ist, dass man „mit dem ersten Krieg, dem zehnjährigen“ und „mit der auf ihn folgenden trügerischen Waffenruhe“ (dem kalten Krieg gewissermaßen) sowie „dem späteren (nach diesem) Krieg“ auf die Zahl von dreimal neun Jahren kommt.

Zu einem Wort aus diesem Satz hat sich Dionys von Halikarnass geäußert. Im Rahmen eines literarischen Briefes zitiert Dionys zunächst einmal sich selbst. Aus seiner Schrift ‚Über Thukydides‘ gibt er zunächst zwei Druckseiten wieder – es handelt sich dabei um eine sehr schöne Stilanalyse des Thukydides, die in einem sehr abschätzigen Urteil kulminiert.

Ein Detail aus dem literarischen Brief sei kurz erwähnt. Im Anschluss nämlich an sein Selbstzitat (de Thuc. 24sq. = Amm. 2.2) bringt Dionys eine Liste der entlegenen und altmodischen Ausdrücke, die Thukydides verwendet und die „für gewöhnliche Leute schwer verständlich sind“ (Amm. 2.3). In dieser Liste begegnet das Wort für den ‚kalten Krieg‘, den Waffenstillstand, von dem Thukydides mit 5.26.3 *anokochēi* spricht. Der Beleg ist umso auffälliger als im unmittelbaren Kontext, im schließenden Halbsatz des vorangehenden Paragraphen 26.2, das weitaus häufigere Wort für den Waffenstillstand, nämlich *ekecheirían* begegnet. Die Sprachwahl des Thukydides ist also stilistische Absicht – deutlicher als an dieser Stelle kann das kaum gezeigt werden, und Dionys hat das zu Recht festgehalten.

*

Der Hauptteil des fünften Buches hat die wenig dankbare Aufgabe, die Zeit dieses ungefestigten Friedens mit seinen zahlreichen über Nebenwege geführten Teilaktionen darzustellen. Die literarische Ausarbeitung bleibt mehrfach hinter den vorangehenden Büchern zurück, klare Linien treten kaum hervor, und die Analyse des Geschehens durch eingelegte Reden fällt aus. Es ergibt sich eine schwierige Frage: Dieser Befund – ist er aus dem Wesen der dargestellten Vorgänge zu erklären, resultiert er also aus dem Zerfall der Ereignisse in verschiedene Unternehmungen und dem Fehlen leitender Persönlichkeiten, *oder* ist der Befund auf den Autor zurückzuführen, der dann *entweder* seine Arbeit in diesem Teile unvollendet gelassen hat – *oder* dessen Stilwille in diesen atomistischen und unmarkierten Ereignissen keinen Stoff gesehen hat, der seiner Umformung würdig war. Dieselbe Frage stellt sich noch einmal und zwar zu Beginn von Buch acht, das ebenfalls nach den brillianten Schilderungen der sizilischen Expedition und Katastrophe in Buch 6 & 7 merkwürdig abfällt.

Was auf jeden Fall deutlich vor Augen tritt, ist der ungeheure Abstand zum gleichmäßigen Tempo Herodots, dessen Geschichtswerk immer dieselbe Melange zeigt, die sich träge dahinschiebt. Ab und zu erhellt ein pittoresker Exkurs das Bild bei Herodot (was bei Thukydides wiederum fehlt) – aber von den raffinierten Dramatisierungen des Thukydides kann nur in Ansätzen (wie etwa beim Gyges- ‚Drama‘) gesprochen werden.

Den Wechsel der Bündnisse, der das Wiedererstarken der spartanischen Macht erkennen läßt, zeigt ein Blick auf die Gliederung. Im zwölften Kriegsjahr erwirkt Alkibiades ein Bündnis mit Argos (5.43-48), wovon im sechzehnten Kriegsjahr bei seinen Aktionen gegen Argos nichts mehr übrig ist (5.84). Zwischendurch jedoch, im vierzehnten Kriegsjahr (5.78-80) gab es auch ein Bündnis zwischen Sparta und Argos. Nach dem Umschwung in Argos im fünfzehnten Kriegsjahr (5.82) kämpfen die Spartaner allerdings wieder gegen Argos (5.83). Dieses Hin und Her ist sicher nicht einfach darzustellen, und man kann Thukydides seine kursorische und skizzenhafte Behandlung nicht verübeln. Er hat eine Chronistenpflicht erfüllt und erzeugt zum wenigsten keine Illusionen – weder von ereignislosen Jahren noch von höchst dramatischen Jahren. Es ist eben ‚kalter Krieg‘.

*

Bleibt in den Mittelpartien des fünften Buches manches skizzenhaft, so gehört sein letzter Abschnitt, das ist 5.84-116, mit dem Schicksal der Insel Melos zu den am sorgfältigsten ausgearbeiteten und inhaltlich gewichtigsten Teilen des ganzen Werkes. Nach kurzem Bericht über das Expeditionskorps, das die Athener 416 gegen die Insel gesandt hatten, setzt die vollkommen dialogisch gehaltene Auseinandersetzung zwischen den athenischen Gesandten und den Ratsherren von Melos ein. Die Form ist im Geschichtswerk singulär und erscheint wie eine Steigerung und Verdichtung der sonst verwendeten antithetischen Redepaare.

In diesem so genannten Melierdialog, der die Paragraphen 84 bis 115 des fünften Buches umfasst, erscheinen die Melier in der tragischen Situation des kleinen Neutralen, der seinen Frieden bewahren will. Sie stehen dem athenischen Imperialismus gegenüber, der eine solche Stellung in seinem Machtbereich nicht duldet. Und der auf Macht beruhende Anspruch ist es auch, mit dem die Athener in brutaler Rücksichtslosigkeit jede Berufung auf Recht und Ehre von vorneherein zur Seite schieben. So bleibt den Meliern nichts übrig, als auch ihrerseits die Situation mit rein rationalen Argumenten zu diskutieren. Auf dieser Ebene müssen sie unterliegen.

Die Melier sprechen aber davon, dass Überspannung der Macht notwendig Gegenkräfte heraufführt, an denen sie scheitern muss. Und die Melier sprechen auch von der Möglichkeit lakedaimonischer Hilfe. Beides kann sie nicht retten, zeigt aber in der Darstellung des Thukydides deutlich die Problematik der attischen Machtpolitik. Längst haben die jetzt führenden Politiker in Athen den perikleischen Kriegsplan hinter sich gelassen, oder wie Albin Lesky schrieb (1963, 508): „Athen kennt nur noch die Gier nach immer neuem Gewinn.“

Das fünfte Buch schließt mit dem gerade in seiner Nüchternheit grauenhaften Bericht der athenischen Strafmaßnahmen gegen die Insel nach ihrem Fall. Die Männer werden getötet, soweit man sie ergriff, Frauen und Kinder zu Sklaven gemacht. In unmittelbaren Kontext folgt – jetzt durch die Buchgrenze getrennt – die Erzählung von den Vorbereitungen, die Athen noch im selben Winter zur größten Anspannung seiner Macht, zu dem Unternehmen gegen Sizilien, traf.

Dieses Arrangement, dieses Zusammentreffen zeigt den Stilwillen des Autors. Er zeigt somit zwanglos, ohne gewollte Künstelei die im Wesen der athenischen Expansionspolitik wirkende Dynamik. Thukydides demonstriert die Gesetzmäßigkeit der Macht, die immer mehr will, alle Warnungen ignoriert, für keine vernünftige Rede mehr zugänglich ist.

Thukydides ist deutlich bemüht, dem Melierdialog – der wie der Prolog einer Tragödie der katastrophalen Haupthandlung, der sizilischen Expedition,

vorausgeschickt ist, – neben seinen aktuellen, *speziellen* Bezügen die *allgemeine* Bedeutung als ein Stück Physiologie und Pathologie der Macht zu sichern. Dazu fügt sich, dass die Sprecher auf beiden Seiten des Dialogs anonym bleiben. Das ist wie eine Parabel dargestellt, ein Lehrstück, was sich da entwickelt.

*

Die geläufige Einteilung des thukydideischen Werkes in Bücher ist sekundär, sie geht nicht auf Thukydides zurück; aber die Einteilung ist nicht ungeschickt. Vor allem sind der Beginn des sechsten und das Ende des siebenten Buches richtig gewählte Einschnitte, zwischen denen die Geschichte der sizilischen Expedition als spannungsreiches, in sich geschlossenes Drama steht.

Thukydides hat diese Partie seines Werkes ihrer Bedeutung entsprechend eingeleitet. Bei der Ankündigung der Aktion (6.1) stellt er fest, dass die Mehrzahl der Athener keine Vorstellung von der Größe Siziliens und der Dichte seiner Besiedlung hatte. Am Anfang von Paragraph 6 kommt er darauf zurück; dazwischen steht eine Siedlungsgeschichte von Sizilien, die mit seinen Bewohnern und Städten bekannt macht und ein wirkungsvolles Bild von den Zielen des athenischen Unternehmens vermittelt.

Mit Kapitel 8 beginnt das siebzehnte Kriegsjahr, das zusammen mit einem Teil der Sommerhälfte des 18. Kriegsjahres dieses Buch füllt. Den Anlass zum Eingreifen der Athener bot diesmal ein Hilfesuch Egestas, das von Selinunt und dem mit ihm verbundenen Syrakus bedrängt wurde. Der sizilische Landfriede war nicht von langer Dauer gewesen.

Auch an dieser Stelle trennt Thukydides die eigentliche Ursache deutlich von den Anlässen und in einer Wiederholung der 1.23 gebrauchten Formulierung erscheint in 6.6 wiederum *próphasis* als Ausdruck für den Grund. Es ist sogar von dem ‚allerwahrsten Grund‘, der *alēthestátē próphasis*, die Rede: „Der wahrste Grund war gewiß ihr (sc. der Athener) Wunsch, das Ganze (sc. ganz Sizilien) zu unterwerfen, zugleich wollten sie zum schönen Schein ihren Stammverwandten Hilfe leisten und den dazugekommenen Verbündeten.“

Der Bedeutung des Unternehmens und dem Ausmaße seiner Folgen entspricht die Sorgfalt der Exposition, die auch in Umfang und Anlage der Reden zum Ausdruck kommt. Schon haben die Athener (6.8) die Aussendung von sechzig Schiffen beschlossen, da versucht Nikias wenige Tage später in einer Versammlung, die eigentlich nur über die Erfordernisse des Unternehmens zu beraten hätte, das Steuer herumzuwerfen.

Der Redekampf zwischen ihm und Alkibiades (6.9-23) entwickelt in thukydideischer Weise die Gründe für und gegen den Angriff auf Sizilien. Mit anderen Worten: Thukydides benutzt Nikias und Alkibiades als Chiffren, als Figuren, die die pro- (Alkibiades) und contra- (Nikias) Facetten der sizilischen Expedition darlegen. Gleichzeitig damit porträtiert Thukydides aber auch noch diese beiden Figuren, die in den kommenden Geschehnissen die entscheidende Rolle spielen sollten.

Dieser Redeagon spielt sich im Sommer 415 ab. Ein Jahr zuvor, an den Lenäen 416, siegte im Tragödienwettbewerb ein Dichter namens Agathon. Agathon feiert ausgiebig, und Platon gibt Jahre später einen Bericht davon – das ist jedenfalls die Fiktion im *Symposion*. Am Ende erscheint ein betrunkenen junger Mann, der mit Sokrates zusammen nicht nur der himmlischen Aphrodite schöne Reden halten will. Dieser urbane Schönling, den Platon eine liebestrunkene Rede auf Sokrates halten lässt, ist Alkibiades, dem Thukydides eine ganz andere Rede schreibt.

Alkibiades war bei Thukydides schon früher (in 5.43) in Erscheinung getreten, ist aber dort nur mit einer kurzen Kennzeichnung seiner Stellung und seiner Motive bedacht worden. Nun aber (in 6.15), vor seiner großen Rede, zeigt ihn Thukydides in der Problematik seines Wesens, in der für Athen so verhängnisvollen Mischung von großartigem Auftreten und genialer Planung mit maßlosem Geltungsbedürfnis und rücksichtslosem Eigennutz.

Thukydides charakterisiert ihn folgendermaßen: „Vor allem wünschte er, Feldherr zu sein ... und für sich selbst Geld und Ruhm zu gewinnen. Denn ... er frönte großen Leidenschaften über sein Vermögen mit den Pferden, die er hielt, und sonstigem Aufwand. Und gerade das wurde einer der Hauptgründe für den Untergang Athens. Denn da die Menge erschrak vor dem Übermaß seiner persönlichen, ganz überbürgerlichen Lebensführung wie auch vor dem geistigem Schwung, ... so wurden sie, als wolle er Tyrann werden, seine Feinde, ... gaben die Vollmachten anderen und rissen gar bald damit die Stadt zu Boden.“

Alkibiades hat also den Neid seiner Zeitgenossen erregt – den *phthónos*, und das hat ihm die Zuneigung seiner Zeitgenossen gekostet. Thukydides erkennt die Gaben des Alkibiades an, Thukydides tadelt nicht, er stellt sogar fest, dass die anderen nicht soviel taugen wie Alkibiades. Aber vor Neid ist keiner sicher, so mächtig einer sich auch wähnt.

Thukydides folgt in seiner Interpretation des Alkibiades einer zeitgenössischen Tendenz. Auch die Chorlyriker des fünften Jahrhunderts, von denen vor allem Pindar und Bakchylides erhalten sind und einen Eindruck geben, haben oft das *phthónos*-Motiv als zentrales hermeneutisches Muster in ihren Epinikien präsent. Bei einer „überbürgerlichen“ Figur wie Alkibiades ist die Provokation des *phthónos* der Anderen vorprogrammiert.

Aber auch der andere, der eine Rede hält, Nikias, ist eine tragische Figur. Thukydides wird für ihn in einer Art Schlusswort (in 7.86) sehr viel Verständnis zeigen. Hier im Agon mit Alkibiades erscheint Nikias als Warner in letzter Stunde. In der ersten Rede versucht er das Wagnis zu verhindern, sieht aber durch die Erwiderung des Alkibiades erst recht alle Hemmungen beseitigt. Nun ergreift er nochmal das Wort (seine zweite Rede) und verlangt für das Unternehmen, wenn es stattfinden solle, eine besonders starke Ausrüstung mit Mann und Schiff und Verpflegung. Noch hofft er, die Athener durch die Größe des notwendigen Aufwandes von ihrem Plane abbringen zu können. Da dies aber fehlschlägt, ist es letzten Endes Nikias, der zu den riesigen Ausmaßen der Expedition und der entsprechenden Katastrophe entscheidend beigetragen hat.

Zu dieser Zeit kommt es zudem zu einem unheilvollen Ereignis in Athen selbst – dem Hermokopidenfrevell (6.27.1): „...an all den Steinbildern des Hermes in der Stadt Athen (sie sind nach Landesbrauch, die vierkantige Arbeit, im Torbau vieler Wohnhäuser und in heiligen Bezirken) wurden in einer Nacht fast an allen die Gesichter verstümmelt. Wer es getan, wußte niemand...“

Natürlich wird Alkibiades verdächtigt; er darf zwar noch die Überfahrt nach Italien befehligen, wird dann aber abberufen (53-61). An dieser Stelle (6.54-59) seiner Argumentation flicht Thukydides seinen Tyrannenmörderexkurs ein. Das ist an der Stelle, wo eben von den Verdachtsmomenten gegen Alkibiades die Rede ist – und der hauptsächlich Verdacht ist eben der Argwohn, er wolle sich zum Tyrannen machen. Und Tyrannen sind in Athen nicht gerne gesehen, wie die *tyrannoktónoi*, die Tyrannenmörder, zeigen.

*

Nach der Erzählung des Hermokopidenfrevels und der Ausfahrt der Flotte geht Thukydides auf den sizilischen Schauplatz über (32) und entwickelt dort das Szenario eines Präludiums, das sich deutlich als Gegenstück zur Volksversammlung in Athen anbietet. Die Parallelen sind sehr auffällig: Auch hier enthüllt ein Redekampf (33-41) die Gefahren im Inneren des Staates, auch hier folgen drei Reden, die jetzt allerdings auch auf drei Sprecher verteilt sind. Hermokrates, der Exponent des sizilischen Widerstands, betont den Ernst der Lage und macht konkrete Vorschläge, denen der Demagoge Athenagoras widerspricht. Ihm ist das Ganze nur ein willkommener Anlass, das Feuer der inneren Kämpfe zu schüren und sein Programm zu deklamieren. Ein Feldhauptmann endigt die Debatte mit dem Hinweis auf das Notwendige und Vernünftige.

Mitten in die ersten Operationen der Athener, die unter keinem guten Stern stehen, fällt die Rückberufung des Alkibiades. Alkibiades soll sich wegen Religionsfrevel verantworten – jedoch er entweicht von dem Schiff, das ihn zurückbringen soll, und flieht zu den Spartanern. Dass die Athener nach der Abfahrt der Flotte die Untersuchung wegen der Hermenverstümmelung des Mysterienfrevels so eifrig weiterführten, wird mit ihrer ständigen Tyrannenfurcht motiviert. Ihre Erwähnung veranlasst die Einschaltung des Peisistratidenexkurses, in dem die Wahrheit über die gefeierten Tyrannenmörder gegeben wird. Dass Hipparch nie Tyrann gewesen sei, hatte Thukydides bereits ganz am Anfang in 1.20 kurz festgestellt, wo er ein Beispiel für falsche Überlieferung im eigenen Lande brauchte. Hier führt er die Geschichte von den erotischen Verwicklungen, die hinter der Tat des Harmodios und Aristogeiton standen, weiter aus und sucht die Verdienste der Tyrannen um Athen zu gerechter Geltung zu bringen.

*

Die Erzählung des sizilischen Krieges ist besonders reich mit Reden ausgestattet. Dies gilt von den Vorbereitungen ebenso wie von dem Anfangsstadium der Kämpfe. Bei der ersten Aktion der Athener gegen Syrakus spricht Nikias zu den Truppen (68), dann folgt eine Rede des Hermokrates (72, wiedergegeben in *oratio obliqua*). Ein Redeagon größeren Stils (in 76-87) folgt bald darauf im Zusammenhange mit dem Versuch der Syrakusaner und der Athener, die Stadt Kamarina, die zwischen den Parteien steht, jeweils auf die eigene Seite zu ziehen. Wieder spricht dort Hermokrates, der Aktivist der sizilischen Front, für die Gegenseite aber Euphemos, der Athens Gewaltpolitik in einer an den Melierdialog erinnernden Weise vertritt.

Für den Rest des Kriegsjahres schildert Thukydides die Versuche der beiden Parteien, neue Bundesgenossen zu gewinnen. Entscheidend aber ist für die Ausweitung des Krieges das Auftreten des Alkibiades in Sparta. Dort zaudert man noch einzugreifen, aber Alkibiades stört die spartanische Bedächtigkeit auf. Die kriegsentscheidende Bedeutung seines Landesverrats wird in seiner großen Rede (in 89-92) offenbar. Alkibiades rät zur Entsendung von Truppen und eines tüchtigen spartanischen Feldherrn. Das wird Gylippos werden, der das athenische Heer sehr in die Enge treibt, wie es das siebente Buch zeigt. Alkibiades rät aber auch zur Besetzung Dekeleias im Norden Athens, eine Maßnahme, die Athen aufs schwerste treffen wird, wie es ebenfalls im siebenten Buch ausgeführt werden wird (7.27sq.).

Der Schlussteil des sechsten Buchs schildert bereits das 18. Kriegsjahr, dessen Ereignisse bis Buch 7 Paragraph 18 reichen. Diesem Jahr ist also relativ wenig Raum gegönnt. Das vorausgehende Jahr war ja mit der Vorbereitung und dem Anlaufen des großen Unternehmens breit geschildert; besonders die vielen Reden haben die Situation veranschaulicht. Ebenso, in gleicher Dichte, aber sparsamer mit

den Reden, ist die Darstellung des folgenden, des 19. Kriegsjahres gehalten, in dem sich die Katastrophe abspielen wird. Das 18. Jahr hingegen, das „zwischen stolzem Hoffen und maßlosem Elend steht“ (wie Lesky schreibt, 1963, 511), erhält weniger Raum und Gewicht. Die Entscheidung ist eben noch nicht gefallen.

Im Mittelpunkt steht die Belagerung von Syrakus, die für die Athener zunächst günstig beginnt. Dann aber verändert das Eingreifen des Gylippos die Situation in einer Weise, die Nikias nötigt, von Athen Hilfe zu erbitten. Die Verlesung seines Briefes vor der Volksversammlung (7.11-15) hat dieselbe Funktion wie die Reden, die, der ansonsten kursorischen Behandlung dieses Kriegsjahres entsprechend, fehlen.

Das siebente Buch erzählt in seinem Hauptteil das 19. Kriegsjahr, dessen Behandlung auch noch die ersten sechs Kapitel des letzten Buches in Anspruch nimmt. Das siebente Buch ist der eigentliche Höhepunkt des Werks. Vorher sollen kurz einige Bemerkungen zum nur fragmentarisch erhaltenen achten Buch eingeflochten werden.

Eine Frage, die schon beim fünften Buch, das den langen Zeitraum der Zwischenkriegszeit, den ‚kalten Krieg‘ behandelt, aufgetaucht war, stellt sich jetzt wieder. Die direkten Reden, die als besonderes Mittel thukydeischer Geschichtsdarstellung gelten dürfen, fehlen da wie dort. Im fünften Buch gibt es zwar als gestalterischen Höhepunkt den Melierdialog, aber das hebt sich ja auf seine Art als knappe Wiedergabe deutlich ab von den sonst zu findenden großartigen Reden.

Eine zweite Beobachtung tritt hinzu: In beiden Büchern, dem fünften und dem achten, finden sich Urkunden im Originaltext, also gleichsam als Rohmaterial. Da ferner in den Büchern 5 und 8 mitunter die Hauptlinien der Entwicklung zugunsten verschiedenen Teilgeschehens vernachlässigt erscheinen, hat man wiederholt geschlossen, dass Thukydides an diese Partien nicht mehr die letzte Hand zu legen vermochte.

Man kann den Befund aber auch anders erklären, sich für diese Zeitabschnitte auf den Zerfall des Geschehens in Einzelaktionen berufen und die Einlage der Urkunden mit dem Streben nach besonderer Deutlichkeit rechtfertigen.

Beim Lesen stutzt man aber doch ein wenig, und die so genannte thukydeische Frage gilt diesem Punkt. Ihren Kern bilden zwei Beobachtungen:

Zum einen enthalten die ersten Bücher keine Aussage über die Dauer des gesamten Ringens, und die Bezeichnung des beschriebenen Krieges (*hóde ho pólemos* oder Ähnliches) ist so unbestimmt, dass die Kenntnis des gesamten Ablaufs mit seinen verschiedenen Phasen noch nicht vorauszusetzen ist.

Zum anderen zeigt das so genannte zweite Prooimion (5.26), dass der Autor den Schluss des Krieges erlebt hat und dass dieser Text derart nach 404 geschrieben worden sein muss.

Zwanglos ergibt sich die Vermutung, dass das Werk in zwei Hauptentwürfen entstanden ist. Der erste läge in den Büchern 1 bis 4 vor und würde nur den ersten zehnjährigen Kriegsabschnitt bis zum Nikiasfrieden (421) umfassen – und ist vermutlich bald danach auch entstanden. Der zweite wäre nach dem Fall Athens (404) zu datieren und wäre mit dem Blick auf den Gesamtverlauf entstanden.

Anders als bei Herodot, wo ja gar keine Angaben vorliegen und eigentlich alles über die Art der Komposition Spekulation bleibt, ist es im Fall des Thukydides möglich, durch genaue Lektüre des Textes sich eine plausible Hypothese zu erarbeiten. Hinter diese Beobachtungen kann man bei der Theoriebildung nicht wieder zurückfallen.

Das siebente Buch erzählt – wie schon erwähnt – in seinem Hauptteil das 19. Kriegsjahr, dessen Behandlung auch noch die ersten sechs Kapitel des letzten

Buches in Anspruch nimmt. Unheilverkündend beginnt der Bericht mit der Besetzung Dekeleias durch die Peloponnesier. Somit ist Athen abgeschnitten von seiner direkten Verbindung zu Euboia – und damit von einem seiner wichtigsten Versorgungslinien (7.19). Thukydides wird im Weiteren immer wieder auf die Notsituation anspielen, die durch diese Aktion verursacht wurde.

Für die Front von Syrakus, wo die Athener zur See die Lage noch beherrschen, das Kap Plemmyrion aber bereits an Gylipp verloren ist, wird bereits Verstärkung herangeschafft. Der Feldherr Demosthenes bricht mit Nikias auf, kann aber eintausenddreihundert Söldner nicht mehr mitnehmen, die zu spät eintreffen. Die Athener müssen diese Söldner zudem aus Geldnot wieder zurückschicken, und das bietet Thukydides den Anlass zu breiterer Ausführung der militärischen und finanziellen Schwierigkeiten, in die die Athener der spartanische Griff nach Dekeleia brachte (7.27sq.).

In den folgenden Partien liegt das Gewicht der Darstellung auf den Ereignissen in Sizilien. Dort bahnt sich mit der wachsenden Seetüchtigkeit der Syrakusier eine für die athenische Flotte gefährliche Entwicklung an, aber noch zeigt sich vor der Katastrophe berechtigte Hoffnung auf guten Ausgang. (Und wer denkt bei diesem Aufbau der Handlungsabfolge nicht eine klassische Tragödie, die häufig vor der Peripetie, dem Umschlagen zum Untergang, immer eine *retardatio*, eine hoffnungverheißendes Intermezzo, kennt.) Bei Thukydides ist dies die Episode, in der er Demosthenes mit den Verstärkungen in den Hafen von Syrakus gelangen lässt (7.42). Die Athener werden dann auch vorübergehend wieder Herr der Lage, aber der entscheidende Stoß zur Wiedergewinnung einer Anhöhe, der Höhe von Epipolai (7.43sq.), misslingt.

Nun tritt Demosthenes selbst für den Abbruch des ganzen Unternehmens ein. Nikias jedoch zaudert, und als er sich endlich zum Rückzug entschlossen hat, erschreckt eine Mondfinsternis die Athener und bewegt sie, dreimal neun Tage abzuwarten. Das ist der Anfang vom Ende. (Es ist wirklich wie in einer Tragödie: Ein Zeichen, und es vollzieht sich das Verhängnis.)

Bei den Syrakusianern hat sich der Wille zur Abwehr der Athener zu dem Wunsche gesteigert, das feindliche Expeditionskorps zu vernichten. Schon sind sie auch im Schiffskampf die Stärkeren und entwickeln den Plan, den Athenern die Ausfahrt aus dem großen Hafen zu sperren (7.56).

An dieser Stelle, wo sich das Endstadium dieses wichtigen Kriegsabschnittes abzuzeichnen beginnt, kommt es noch einmal zu einer zusammenfassenden Übersicht über die Verbündeten auf beiden Seiten (7.57sq.). Auf diese Einlage folgt die Ausführung der Hafensperre in 7.59.3. Dass die nun folgende Hafenschlacht mit dem misslungenen Ausbruchversuch der Athener ein entscheidender Akt im sizilischen Drama ist, hebt Thukydides in doppelter Weise hervor. Dem Kampfe lässt er die beiden Feldherrnreden des Nikias (61-64) und des Gylippos (66-68) *vorangehen*. *Nach* dem Ausgang der Schlacht stellt Thukydides eine bedeutungsvolle Beziehung zu Pylos her. Was die Athener dort den Lakedaimoniern antaten, als sie ihnen die Schiffe zerstörten und die Truppen auf Sphakteria abschnitten, das erleiden sie nun durch die Niederlage ihrer Flotte in Sizilien.

Nunmehr ist für die Athener nur noch der Landmarsch in befreundetes Gebiet übrig. Vor dem Auszug zu diesem letzten Marsch des Heeres hält Nikias eine Rede, der gewissermaßen als letztes Wort eine große Bedeutung zukommt. Das ganze Unternehmen, so sagt Nikias, mochte als Übermut die Missgunst der Götter erregt haben. Aber jetzt dürfe es durch die gegenwärtige Not als gebüßt gelten, und es sei zu erwarten, dass sich das Glück wieder von den Feinden abkehre. Dem ist nicht so – mit den Göttern lässt sich nicht in dieser Form rechnen. Die Truppen nämlich

werden auf einem qualvollen Marsch von den Syrakusaner nach und nach getötet. Die letzten Überlebenden kommen in die Steinbrüche oder sonstwo in Sklaverei. Nikias und Demosthenes werden umgebracht. Damit endet die sizilische Expedition, die schon so unheilverkündend mit dem Hermokopidenfrevell begonnen worden war.

*

Die Behandlung des 19. Kriegsjahres reicht mit sechs Kapiteln ins achte Buch. Die beiden letzten dieser Abschnitte bringen Vorgänge zur Sprache, die im achten Buch ständig wiederkehren und für den Schlussteil des Krieges von entscheidender Bedeutung sind: Die Lakedaimonier verbünden sich mit den Persern.

Die persischen Satrapen Tissaphernes und Pharnabazos mischen sich in das ‚große Spiel‘. Der Bericht über das 20. Kriegsjahr (7-60) erzählt von drei verschiedenen Verträgen zwischen Lakedaimoniern und Persern, für die Tissaphernes verhandelt. Tissaphernes ist Satrap von Milet, jener Stadt, die 494 zerstört worden war, nachdem sie sich gegen die persische Herrschaft erhoben hatte. Und jetzt wird der persische Provinzfürst von den Lakedaimoniern um Hilfe gegen die Athener gebeten, Hilfe, die er gewähren wird.

Mit persischer Unterstützung wird es den Spartanern dann gelingen, Athen zu besiegen und den attischen Seebund, entstanden in den Jahren nach den Siegen über die Perser bei Salamis – durch die Athener – und Plataiai – durch die Lakedaimonier –, aufzulösen. Athen wird nie wieder das werden, was es in diesem fünften Jahrhundert war – das politische Zentrum der griechischen Welt. Das intellektuelle Zentrum wird es noch einige Zeit im vierten Jahrhundert bleiben, aber die verlorene Macht, die Hegemonie, wird Athen nie zurückerobern.